



Münchener
Bunte Mappe

1885

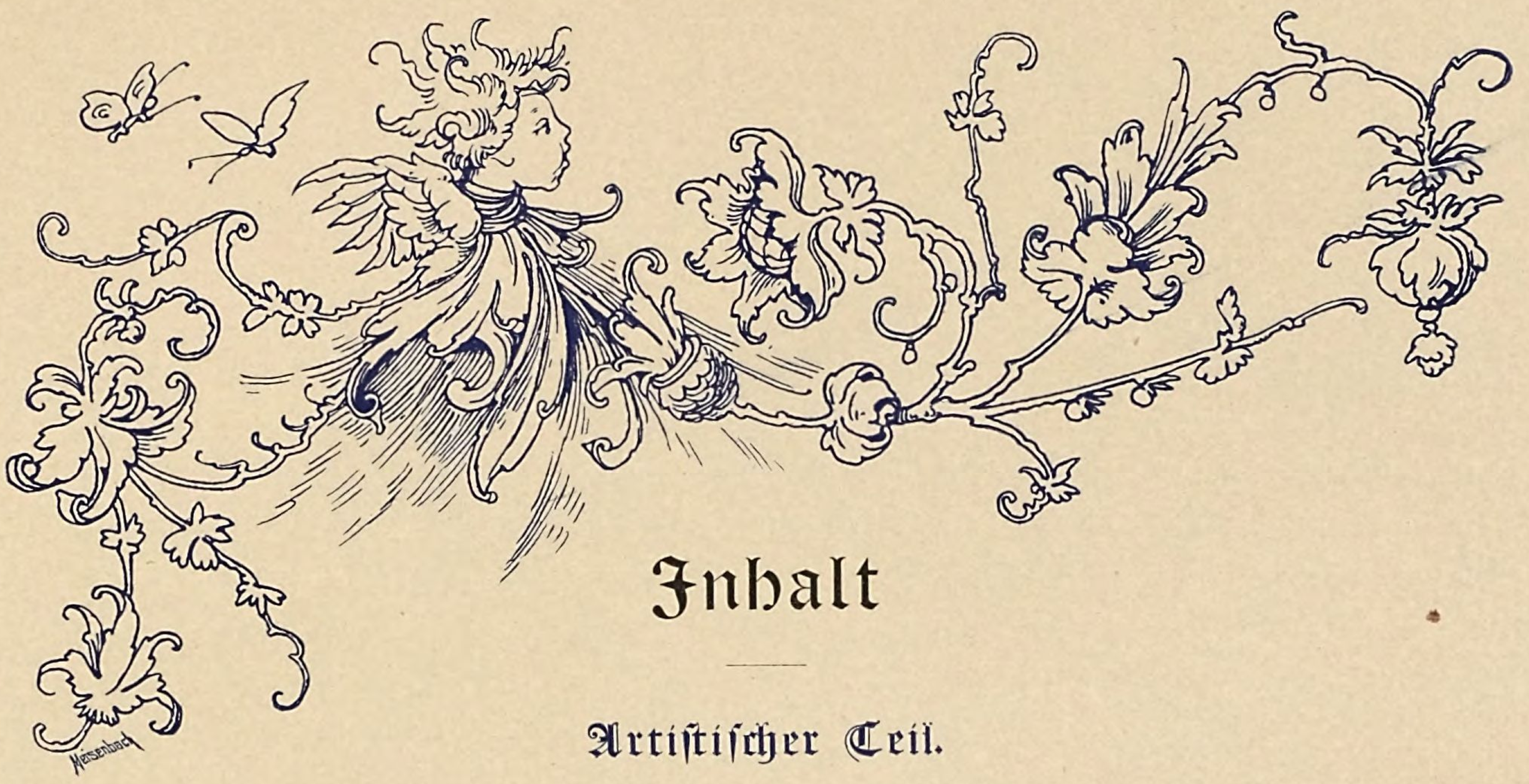
Münchener

Bunte Mappe

Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller

München 1885
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft
vormals Friedrich Bruckmann

Klichees von Angerer & Göschl in Wien, der Autotype-Company und G. Meisenbach in München — Papier von der Neuen Papiermanufaktur in Straßburg —
Buchdruck der kgl. Hof-Buch- und Kunstdruckerei E. Mühlthaler in München — Phototypie der Verlagsanstalt Bruckmann



Inhalt

Artistischer Teil.

Einband-, Enveloppen-, Vorsatzzeichnung und Vignetten von Ferdinand Barth.

Literarischer Teil.


18 85.



Anno 1525. Von W. Diez.

Wilhelm Diez.

Von Fr. Pecht.



Wilhelm Diez. Von E. Harburger.

em in Bayreuth lebenden Herrn Pfarrer Diez ward am 17. Januar 1839 ein viertes Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen Wilhelm erhielt und von sehr robuster und gesunder, blonder und blauäugiger, ein wenig dickköpfiger Art war. Da letztere Naturerscheinung in unserem Vaterland gerade nicht zu den selteneren zählt und unserm Herrn Pfarrer schon seine drei anderen Buben sammt einer Tochter, wie sie nach und nach ans Licht der Welt traten, genug zu schaffen machten, so wuchs unser Wilhelm um so mehr in ziemlicher Freiheit auf, als der verständige Vater überhaupt ein liberaler Mann und großer Naturfreund war, der seine Knaben früh auf alles Schöne aufmerksam machte, bei den zahlreichen Spaziergängen, die er mit ihnen anstellte. Dazu hatte er um so mehr Zeit, als er ob seiner freisinnigen Richtung quieszíert worden war. — Sobald nun der kleine Wilhelm einen Bleistift halten konnte, fing er an, Alles zu zeichnen, was ihm in der Natur auffiel oder auch sonst durch den Sinn ging. Allerdings beileibe keine Heiligen und biblische Szenen, sondern Hunde und Katzen, ganz besonders aber Soldaten. So regte ihn eines Tages die Nachricht gewaltig auf, daß ein Chevauxleger-Regiment, welches als Garnison erwartet wurde, einen Mohren unter seinen Reitern zähle. Er lief demselben beim Einrücken eine Stunde weit entgegen, um nur ja den Mohren nicht zu versäumen, da er der erste war, den er jemals zu sehen bekommen, und malte ihn dann sofort hoch zu Roß so schwarz wie möglich mit dem Weiß in den Augen und den blöckenden Zähnen. Das gefiel nun den Kameraden so ausnehmend, daß er den Nubier wenigstens zehnmal wiederholen mußte, das Stück zu einem Groschen, was seiner Börse und seinem künstlerischen Ruhm gleich förderlich war. Der letztere blieb überhaupt sehr viel

größer als sein wissenschaftlicher Ruf, der im Gegenteil unter seinen beständigen Naturstudien und eigenen Kompositionen sehr erheblich gelitten hatte, weshalb ihn denn der Vater auch schon mit 12 Jahren die Gewerbeschule besuchen ließ, wo er glücklicher Weise einen Zeichenlehrer bekam, der sich seiner sehr annahm. Um so weniger genoß er freilich die Gunst des Deutschlehrers, eines kleinen, immer schief auf der äußersten Ecke des Katheder-Sessels hockenden und die Schüler anschreienden Herrn, was unsern Wilhelm einmal anreizte, ihn auf einem großen Bogen Papier in dieser Stellung als schiefgewickelten Jupiter tonans so frappant zu verewigen, daß die ganze Schule entzückt ob dem Kunstwerk war und ein wohlhabender Schüler ihm die Zeichnung sofort abkaufte. Leider ward das Meisterstück des jungen Apelles bald durch das Gekicher der Jungen verraten und trug ihm als Extrahonorar nicht nur eine sehr solide Tracht Prügel vom tief beleidigten Urbild seines Konterfeis, sondern auch eine ihn mit Todesangst erfüllende Citation zum Rektor selber, einem in furchtbarer Majestät thronenden Herrn ein, der ihm eine gewaltige Strafpredigt hielt und ihn einen Tag einsperren ließ, um ungestört über das ungeheure Verbrechen nachzudenken, das er gegen die geheiligte Person eines so würdigen Vertreters der Wissenschaft begangen.



Lustiges Reiten. Von W. Diez.

Das Malen ließ der Wilhelm nun freilich doch nicht, vielmehr beschenkte er die Welt bereits nicht nur mit Zerrbildern, sondern entwarf auch große historische Kompositionen, ja Alles was er las, ward ihm gleich zum Bilde, wo ihn dann besonders das Schauerliche und Gespenstische gewaltig anzog. So ließ es ihm einmal, als er die Geschichte vom Schwedenkönig hörte, der nachts im Saal seiner eigenen Hinrichtung zusah, keine Ruhe, bis er diese Vision groß gezeichnet hatte. Ebenso beschäftigte ihn lange Zeit die weiße Frau der Hohenzollern, nachdem er ihr angebliches Bild im Bayreuther Schlosse gesehen, von dem die Sage ging, daß es keinen Rahmen vertrage, sondern aus jedem heraus auf den Boden springe. Dagegen machten ihm sonderbarer Weise die schönen Bauten gar keinen Eindruck, welche die alten Markgrafen in Bayreuth aufgeführt, während alles Lebendige seinen Nachahmungstrieb reizte, und er schon damals keinen Jahr- oder Viehmarkt versäumte, der eifrigste Verehrer aller Bänkelsänger, Zigeuner, Taschenspieler, englischen Reiter und Hafenbinder, kurz aller derer ward, die aus dem Kreise des Alltäglichen heraustraten. — Daß er mit dieser ausgesprochenen Vorliebe für das Abenteuerliche bald sämmtlichen Philistern der Stadt als eine ausbündige Range galt, ist selbstverständlich.

Dies und das Zureden seines einzigen Verteidigers, des Zeichenlehrers, bewogen denn auch den Vater, sich endlich in den Gedanken zu finden, den so ganz aus der Art geschlagenen, allen theologischen Familientraditionen untreu gewordenen Sohn schon im 14. Jahre die Münchener polytechnische Schule besuchen zu lassen. Mit sehr kleiner Unterstützung natürlich, so daß er schon bald ganz auf seinen eigenen Verdienst angewiesen blieb. Am Polytechnikum genoß er eine Zeit lang den Unterricht des intelligenten Professors Rhomberg und zeichnete dann für den damaligen Direktor des Nationalmuseums v. Aretin allerhand Denkmale alter Baukunst, was ihn in halb Bayern herumführte. — Nach zwei Jahren ging er zur Akademie über, wo er sich aber mit den Göttern des Antikensaales so wenig befreunden konnte, daß er kaum einige Monate da aushielt, dagegen die ganze Zeit, wenn er nicht für Lithographen und Holzschneider illustrierte, um Geld zu verdienen, in der Gallerie die alten Niederländer oder im Kupferstichkabinet Dürer's wie Rembrandt's Stiche und Holzschnitte studierte, die seine Ideale waren.

Noch weit mehr aber beschäftigte ihn bald das so durchaus originelle Volksleben der großen Isarresidenz. Nie ohne ein Skizzenbuch in der Tasche ausgehend, kehrte er auch selten ohne Beute zurück. Ja er bildete



Nachzügler. Von W. Diez.

jetzt in den verborgensten Kneipen, in den entlegensten Vorstädten seine alte Vorliebe für alle Vagabunden wie für die „Enterbten der Gesellschaft" erst recht aus, da er mit derbem Humor überflüssig begabt, ganz wie einer der ihrigen aussehend, und sie selbst im Trinken übertreffend, überall sich mit ihnen vortrefflich zu stellen und ihr Vertrauen zu gewinnen wußte. So ward er bald der Busenfreund aller Galgenstricke rechts und links der Isar, Protektor aller Schusterjungen und Maurersbuben, Freund und Verehrer aller Auer und Haidhauser Wäscherinnen, Günstling aller Kapuziner im Klosterkeller. Ebenso fehlte er bei keiner Prügelei auf dem berüchtigten Keferloher Jahrmarkt, bei keinem Pfingstfest in Großhesselohe, war Stammgast bei jeder Kirchweih in Schwabing, Sendling und Neuhausen, fehlte nie auf dem Heumarkt am Anger oder dem Holzmarkt am Isarthor. Da trug er denn eine wahrhaft unermeßliche Gestaltenfülle teils in seinem Skizzenbuch, teils in seinem kolossalen Gedächtnis nach Hause, das an sich schon stark, durch die unaufhörliche Beobachtung noch gar sehr geschärft ward. Mit seiner außerordentlich lebhaften Phantasie wußte er sich nicht nur in die Denkungsart all' dieser Menschen, sondern auch in die Trachten und Gewohnheiten derselben in den letzten Jahrhunderten zu versetzen, jeder Zeitperiode ihre besonderen Eigentümlichkeiten abzulauschen. —

Das sollte sich nun bald zeigen, als er, empfohlen von Feodor Diez und Kotzebue, die auf ihn aufmerksam geworden, einige Kompositionen für Quirin Leiter's Geschichte der österreichischen Armee übertragen erhielt, wo er nunmehr die Landsknechte in der Schlacht bei Pavia ebenso frappant schilderte, als die Sansculotten in der bei Novi. Damals fielen auch mir zum erstenmal diese Zeichnungen durch die Wahrheit der Charaktere und die kecke Lebendigkeit auf, mit welcher sich der mir ganz unbekannte Künstler in so verschiedene Zeitepochen hineingefunden. Ebenso gewann er sich nun die Aufmerksamkeit des alten Holzschneiders Kaspar Braun, bei dem er anfangs für seine Bilder zu den „Fliegenden Blättern" und den „Bilderbogen" nur mühsam Aufnahme gefunden, für die er aber bald gar nicht genug machen konnte. Ueber dieser Thätigkeit hatte er freilich sowohl Antikensaal als Modellklasse in der Akademie schändlich vernachlässigt. Dafür war er später bei Piloty eingetreten, hatte aber auch da nur wenige Wochen ausgehalten und einen Boabdil komponiert, der von Granada Abschied nahm, aber alsbald auch der seinige von der Schule wurde, da er sich durchaus nicht bequemen mochte, auf des Meisters Ratschläge bei diesem unglücklichen Mohrenkönig zu hören. Seine Vagabundennatur war offenbar nicht zu disziplinieren. Indes bekam er jetzt rasch einen Ruf in ganz Deutschland als genialer Illustrator, der seine Kompositionen mit völlig unerhörter Virtuosität ohne alle Vorbereitung nur gleich auf den Holzstock zeichnete mit einer Originalität, die nur in der Menzels ihresgleichen fand. — Das führte ihn denn auch 1867 im Auftrag von Velhagen und Klasing nach Kiel, um die deutsche Flotte zu zeichnen, mit deren durstigen Seeleuten sich der wilde Geselle vortrefflich stund, nebenher Hamburg und auf dem Rückweg Berlin kennen lernte. Bald darauf ging er auch nach Dresden zu Illustrationszwecken und studierte dort mit Wonne die herrliche Gallerie, illustrierte schon 1867 ein Bismarckbuch und ward dann auf Kaulbach's Betrieb erst zum Hilfslehrer, dann 1870 zum Professor an derselben Akademie gemacht, die er wenige Jahre zuvor so hartnäckig vernachlässigt hatte. Das verdankte er denn jedenfalls nicht seinen hofmännischen Talenten oder der Eleganz seiner Erscheinung, die immer noch eine sehr verdächtige Aehnlichkeit mit seinen Auer Freunden behielt, sondern seiner geradezu

verblüffenden Meisterschaft im Zeichnen. Nicht weniger aber dem Aufsehen, welches er jetzt immer mehr auch mit seinen Bildern machte. Das erste derselben stellte Marodeure aus dem dreißigjährigen Kriege dar, die, nachdem sie ein Dorf angesteckt, sich vor den nachsetzenden Bauern über einen Fluß mit Not gerettet. Ihnen folgten Raubritter, die mit ihren Knappen unter einer Brücke versteckt, auf irgend welche Wanderer lauern, die aber nicht kommen wollen, so daß sich Herren und Knechte gleich erbärmlich zu langweilen anfangen. Diesen adeligen und bürgerlichen Buschkleppern ward er nur untreu, um sie mit Frundsberg'schen Landsknechten oder Wallenstein'schen Reitern zu vertauschen, wenn er nicht Bauernhochzeiten und Kirchweihszenen zum besten gab; Pferdemärkte und Roßkämme schilderte und dies Gesindel die stattlichsten Kavaliere beim Handel übertölpeln, ja wohl gar freche Ueberfälle auf ganz vornehme Herren und Damen machen ließ. Sind hier allerdings die Anklänge an Wouverman, Brouwer und Jan Steen viel unverkennbarer als sich für einen Akademieprofessor schickt, der eigentlich blos an Rafael und seine Heiligen erinnern darf, so kann man dafür mit um so mehr Recht sagen, daß Diez wenigstens der Rafael aller Strolche von Memel bis an den Bodensee geworden ist. Denn wenn Jener das Geheimniß entdeckte, die Heiligen beiderlei Geschlechts nicht langweilig werden zu lassen, so verstund es Diez, durch den urkomischen Humor, mit dem er seine Spitzbuben schildert, uns dieselben fast lieb, jedenfalls aber unendlich interessanter und anziehender zu machen, als es die ungewaschenen Originale jemals wären, wenn wir das Mißgeschick hätten, ihnen irgendwo in einsamer Gegend, weit von aller polizeilichen Freiheitsbeschränkung zu begegnen. — Man kann seine Schnapphähne, die einen Krämer mit so viel Behagen erleichtern, oder einen Bauern bei den Ohren nehmen, der sein Geld herzugeben zögert, nicht ansehen, ohne sich versucht zu fühlen, über sie zu lachen, so durchaus fühlen sie sich in ihrem Recht, so drollig üben sie es aus. Dabei erscheinen sie uns so absolut glaubwürdig, als wenn wir erst gestern der Ehre ihrer näheren Bekanntschaft gewürdigt worden wären, so daß uns bei ihrem Anblick gleich wieder die Haut juckt. Im köstlichen Humor wie in der ungeheuren Mannigfaltigkeit seiner der Natur abgestohlenen Charaktere übertrifft Diez selbst Wouvermann bei Weitem, dem er sonst von allen Malern am nächsten steht. Aber Wouvermann blieb den entsetzlichen Menschen und Szenen des dreißigjährigen Krieges viel zu nahe, als daß er sie mit solch souveränem Behagen, solcher Gemütsruhe hätte schildern können, wie Diez seine ritterlichen Schnapphähne oder bäuerlichen Trunkenbolde. Das Kunststück, guten Humor zu behalten, wenn einem die Flammen wirklich brennender Dörfer auf die Palette leuchten und die Bäume ihre Bewohner als Früchte tragen, das konnte Wouvermann unmöglich fertig kriegen, er hat daher eine Einförmigkeit in seinen Schilderungen und wiederholt sich in seinen Charakteren so, wie wir dies bei Diez nie finden werden, der da wahrhaft unerschöpflich scheint, sei es, daß seine Erfindung oder unsere Zeit noch reicher als jene an Halunken sei.



Im Busch. Von W. Diez.

Der Erfolg, den unser Meister allmählich fand, ohne ihn je auf anderen als echt künstlerischen Wegen zu suchen, war denn auch ein ungeheuerer. Hatte er seine ersten Kompositionen an Braun und Schneider das Stück für drei Gulden verkaufen müssen, so galt zehn Jahre später schon sein kleinstes Bildchen eben so viel Tausende, indes ohne daß diese totale Veränderung seiner Glücksumstände in seinem Aeußern die geringste Veränderung hervorgebracht hätte, das immer noch einem Räuberhauptmann oder deutschen Landsknecht erheblich mehr gleicht, als einem weltberühmten Akademieprofessor, der sogar eine große Schule gebildet hat, aus der eine Anzahl unserer ersten Künstler hervorgingen. Die Wirkungen der Zivilisation beschränkten sich aber bei ihrem Meister, der längst ein sehr guter Familienvater geworden, darauf, daß sein Durst in dem Maße abnahm, als die Mittel zu seiner Löschung wuchsen und daß er jetzt die Gesellschaft seiner Kinder jener der Schnapphähne und Bauernfänger entschieden vorzieht, übrigens ohne der letzteren ganz zu entsagen. Die Originale zu seinen

Bildern weiß er immer noch zu finden und ihre Sympathien so gut zu erwerben, daß sie ihm ihre biederen Gemüter mit derselben Leichtigkeit aufschließen, wie anderer Leute Taschen. Von der sonstigen Wildheit ist ihm indes nur noch ein ziemlich konsequent durchgeführtes Abschließungssystem gegen alle elegante Welt und eine große Liebhaberei für Jagd und Fischfang verblieben. Ja er angelt nach Forellen mit demselben Eifer wie die Kunsthändler nach seinen Bildern, die ja längst in keiner Sammlung mehr fehlen dürfen. — Wie tief und gemütvoll dieser anscheinend so borstige Charakter übrigens empfindet, wie zugänglich er sogar jeder Art von Schönheit ist, das sieht man vielleicht am besten aus einer Anbetung der Hirten, die er vor zwei Jahren malte und wo er die Seligkeit der Mutterfreude, vermischt mit banger Ahnung, wahrhaft entzückend innig vom Gesicht der Madonna wiederstrahlen ließ, die zottigen und verwilderten Hirten und ihre Rembrandt'schen Kinder aber durch eine fromme Andacht und gläubige Bewunderung zu adeln wußte, daß man wohl sah, wie tief er selber die poetische Schönheit dieser Szene empfand.

Darin unterscheidet er sich eben so gründlich von seinen Vorbildern, daß er wohl Szenen von dämonischer Wildheit und trunkener Rohheit malt, daß er sie aber nicht selber teilt, sondern hoch genug über derselben steht, um uns eine versöhnende Empfindung, ja Bewunderung für den Reichtum seines Geistes und die Liebenswürdigkeit seines barocken Humors einflößen zu können. So bei jenem, jetzt die Nationalgalerie zierenden köstlichen Piknik vornehmer Gutsbesitzer des vorigen Jahrhunderts auf einem Anger unter Bäumen', wo er uns die etwas schwerfällige Galanterie der Kavaliere und die Grazie der Damen mit köstlicher Laune schildert. Wie immer bei Diez ist hier auch die prächtige Frühlings-Landschaft von außerordentlichem Reiz und dabei der Handlung mit solchem Geschicke angepaßt, daß sie die Stimmung des Ganzen in hohem Grade steigert. Wenn er uns z. B. einen Ueberfall malt, so kann man sicher sein, daß schon die unheimlich sich zusammenballenden Wolken, die Oede und Wildheit der Gegend uns auf denselben vorbereiten.

Man kann darum wohl sagen, daß Diez mit seinen wildphantastischen und humoristischen Szenen der deutschen Kunst ein völlig neues Gebiet erobert und es in demselben auch sofort zu in ihrer Art klassischen Leistungen gebracht habe, von einer technischen Vollendung, die er sich mit wahrhaft bewunderungswürdiger Nachhaltigkeit, mit unermüdlichem Naturstudium, Schritt für Schritt errang. Darum muß man auch seine Werke wahre Perlen echt deutscher Art und Kunst nennen, wie sie keine andere Nation besitzt, da keine dieselbe Vereinigung von tiefem Gemüt und barockem Humor bei ihren Künstlern aufzuweisen hat.



Sankt Peter und der Spielmann.

Altfranzösischer Schwank aus dem 13. Jahrhundert von Wilhelm Hertz.

Hört schöne Mär'! Es war einmal
Zu Sens ein Spielmann, arm und kahl;
Doch weiß ich nicht, wie er genannt.
Er trug nicht oft ein ganz Gewand:
Ihm klang zu hold der Würfel Laut;
Die schälten ihn bis auf die Haut.
Oft ward ihm Geig' und Fiedelbogen
Und Hos' und Rock vom Leib gezogen,
Und so durch Wind und Wetterbraus
Kam er im bloßen Hemd nach Haus.
An sein Gewerbe ging er nun
Zerlumpt, mit durchgetret'nen Schuh'n.
Doch wieder trug er den Gewinn
Zum Schenkwirt und zum Kuppler hin,
Und alles ward in Nachtspelunken
Verspielt, verliebelt und vertrunken.
Dort saß und sang der arme Tropf,
Ein grünes Kränzlein auf dem Kopf,
Und schuf im Kreise lockrer Gäste
Sich jeden Tag zum Freudenfeste.

So trieb er's ohne Sorg' und Gram,
Bis er ein jähes Ende nahm,
Und kaum daß ihn die Seel' verlassen,
Kam auch ein Teufel, sie zu fassen.
Der war schon einen Monat lang
Umhergebirscht, doch ohne Fang.
Nun schlich er an mit weiten Schritten:
Der Sünder blieb ihm unbestritten.
Er warf ihn auf den Hals im Nu
Und schlenderte der Hölle zu.

Dort waren längst die schwarzen Scharen
Mit reicher Ernte heimgefahren:
Der griff den Kämpen im Gefecht
Und der im Busch den Staudenhecht;
Dem saß ein feister Pfaff im Nacken;
Der kriegte einen Mönch zu packen;
Sie brachten Bischof, Kardinal,
Auch Ritter, Laien ohne Zahl.
So drängten sich die bösen Geister
Vor Satan, ihren Herrn und Meister.
Der sah sie alle schwerbeladen:
Willkommen! rief er voller Gnaden,
Fürwahr, das nenn ich rechten Fleiß!
Macht nur dem Volk die Herberg heiß! —
Man warf sie in den großen Kessel.
Der Satan auf erhab'nem Sessel
Sah um sich her und rief mit Schalle:
Ihr Herrn, mich dünkt, ihr seid nicht alle! —
Doch Herr, entgegneten die Seinen,
Wir sind beisammen bis auf einen,
Der noch in Nöten sucht und rennt.
Er hat zum Teufel kein Talent;
Er ist so täppisch und verdattert,
Daß er nicht eine Seel' ergattert. —

Doch schon kam der gemächlich an
Mit uns'rem armen Fiedelmann.
Vor Satan warf er seine Last:
Der bringt uns einen saubern Gast!
Kam euch ein größ'rer Lump in Sicht?
Was warst du für ein Bösewicht?
Ein Dieb? Ein Strolch? rief Lucifer. —
Ein Spielmann war ich, gnäd'ger Herr!
Hier bring ich alles mit, fürwahr,
Was in der Welt mein eigen war.
Ich habe manchen Tag gefroren;
Manch Schmähwort scholl mir in die Ohren.
Da man nun hier mir Obdach gibt,
Will ich euch singen, wenn's beliebt. —
Zu singen ist hier nicht der Ort:
Wähl dir ein neu Gewerb hinfort!
Und da es, Kerl, um dein Gewand
So gottesjämmerlich bewandt,
So sollst du mir den Kessel heizen. —
Gern, und mit Holz werd ich nicht geizen:
Mir ist ein gutes Feuer not. —
Er setzte sich zum Höllenschlot,
Versah sein Amt mit heitrem Mut
Und warf die Scheiter in die Glut.

Einst hielt im höllischen Senat
Das Heer der Teufel großen Rat,
Worauf sie weithin sich zerstreuten,
Um neue Seelen zu erbeuten.
Der Meister trat dem Spielmann nah,
Den er am Ofen sitzen sah:
Hör', Spielmann, sprach er, du bleibst hier.
Die Seelen all' befehl' ich dir;
Gib Acht und halte sorglich Haus!
Sonst kratz ich dir die Augen aus.
Du wirst, wenn eine dir entschlüpft,
An deiner Gurgel aufgeknüpft. —
Herr, sprach er, ihr könnt ruhig geh'n:
Ich will euch scharf zum Rechten seh'n.



Schäfflertanz. Von J. C. Herterich.

Verlaßt euch d'rauf! Von euren Seelen
Wird, wenn ihr nachzählt, keine fehlen. —
Wohlan, ich will sie dir vertrau'n.
Doch merk dir, darauf darfst du bau'n:
Fehlt auch nur eine aus der Schaar,
So freſſ' ich dich mit Haut und Haar.
Dienst du mir aber treubeflissen,
So ehrt man dich mit Leckerbissen:
Ich laß dir einen delikaten
Fettwanst'gen Mönch am Spieße braten,
Mit einer Tunke zum Geschleck
Aus Wüstlingsmark und Wuchrerspeck. —

Sie fuhren aus. Er aber saß
Am Feuer, das er nicht vergaß.
Da kam wie ganz von Ungefähr
Sankt Peter seines Wegs daher,
Im Hofkleid schmuck und feingenäht,
Den schwarzen Schnurrbart kühn gedreht.
In seinen Händen trug er frei
Ein Spielbrett und der Würfel drei.
So trat der Alte ganz allein
Durch's Thor der Hölle still herein
Und setzte sich zum Fiedelmann.
Freund, willst du spielen? hub er an,
Sieh dieses Brett wie wurfgerecht,
Dazu drei Knöchlein voll und echt!
Hast du nicht Lust dein Glück zu machen?
Schau, wie die Silberfüchse lachen! —
Er zeigt ihm, der begehrlich blickt,
Den großen Beutel reich gespickt.
Doch jener seufzt betrübt dagegen:
Sucht andre Partner, edler Degen!
Was setz' ich armer alter Knabe?
Dies Hemd ist alles, was ich habe. —
Ei, Freundchen, laß dich das nicht quälen!
Setz' du ein paar von diesen Seelen! —
O weh, rief jener, das sei fern!
Wie wagt' ich das vor meinem Herrn?
Fehlt eine nur, ob Mann, ob Weib,
Er frißt mich bei lebend'gem Leib. —
Wer wird's ihm sagen, lieber Mann?
Ihm kommt es auf ein paar nicht an.
Sieh nur, wie's hier im Beutel blitzt,
Das liebe Geld, wie schön es glitzt,
Ganz frisch geprägt und spiegelblank!
Gewinn mir's ab! Mach dir den Schwank!
Dies Häuflein hier von zwanzig Sous,
Das ist mein Satz: nun setze du! —
Der Spielmann sieht's vom Glanz gebannt;
Die Würfel wiegt er in der Hand.
Wohlan denn, spricht er halbverzagt,
Um eine Seele sei's gewagt! —
Warum nicht mehr? Was ist dabei?
Sei nicht so feig und setze zwei!
Sie dürfen alt und ruppig sein:
Es liegt mir nichts am äußern Schein. —
Wohlan, ich setz das Spiel, Gott walt's! —
Gut, rief Sankt Peter, und ich halt's! —
Nein, Blitz! bevor ein Würfel fällt,
Hier auf die Tafel muß das Geld! —
Gern, sprach Sankt Peter guter Dinge
Und häufte hoch die Silberlinge.
Dann setzten bei des Ofens Flammen
Die beiden sich zum Spiel zusammen.

Sankt Peter spricht zum Fiedelmann:
Du bist der Klein're, du wirfst an. —
Und der erwidert: Nach Belieben! —
Er schüttelt, wirft: Da liegen sieben. —
Sankt Peter nimmt sie auf und lacht:
Das ist nicht viel! Hier liegen acht.
Wirf drüber! Sonst, bei Gottes Blut,
Schreib ich für mich vier Seelen gut. —
So sei es! Vier Stück oder keins! —
Da fallen drei und zwei und eins.
Verloren! — Und so geht es fort,
Der Spielmann drängt mit hast'gem Wort,
Verdoppelt stets der Seelen Zahl —
Sankt Peter schlägt ihn jedesmal.
Schon hat er vierundsechzig Seelen.
Da hebt der Spielmann an zu schmälen:
Bei Gottes Haupt! Mich wundert sehr,
Ihr habt stets einen Würfel mehr.
Ich werf umsonst mich müd und matt,
Und des Gezerres bin ich satt.
Nun soll das Spiel sich neu gestalten:
Ich setze hundert. Wollt ihr's halten? —
Auf einen Wurf? — Ja, wie es fällt. —
Gut, lieber Freund! Hier liegt das Geld. —
Der Spielmann wirft drei Fünfer an:
Drei Sechser wirft der heil'ge Mann. —
Schau, vierundsechzig schuldest du
Und diese hundert noch dazu! —
Ei, Herr, nun wirds mir doch zuviel!
Das ist, bei Gott, kein ehrlich Spiel.
Ich laß es rollen, wie es rollt:
Ihr setzt die Würfel, wie ihr wollt. —
Spiel' weiter, Mann! Bist du verrückt? —
Ein Schelm, wer mich so schnöd berückt!
Ich sah's und hab euch wohl belauscht,
Wie ihr die Würfel setzt und tauscht. —
Sankt Peter röthet sich im Grimme
Und brüllt ihn an mit Donnerstimme:
Das lügst du aus dem hohlen Bauch!
Doch das war stets der Buben Brauch:
Wenn's ihnen nicht nach Wunsch sich fügt,
Gleich schreien sie, daß man betrügt.
Nennst du mich Schelm, du Galgenstrick?
Den Schelmen dir auf dein Genick!
Kein Wort mehr, bei Sankt Martins Gaul!
Sonst salb' ich dir das Lästermaul! —



Vreni. Von Franz von Defregger.

Drauf jener, der vor Aerger kocht:
Ihr seid ein Schelm, soviel ihr pocht,
Ein alter Fuchs, der sacht und still
Im Spiele mich erwürgen will.
Doch soll der Kniff euch nicht gelingen,
Heraus mit euren Silberlingen!
Das Geld ist mein und mir gestohlen!
Wollt ihr's, so kommt, es euch zu holen! —

Er springt empor und grapst das Geld.
Doch Petrus wie ein alter Held
Haut auf ihn los mit mächt'gen Streichen
Und greift ihm grimmig in die Weichen.
Da wirft das Geld er aus der Hand
Und leistet kühnen Widerstand.
Er packt Sankt Peters Bart und zaust
Und zockt ihn mit geballter Faust;
Doch der reißt ihm das Hemd zu Stücken.
Weit klaffend hing es ihm vom Rücken,
So daß zu seinem Zorn und Gram
Die nackte Haut zu Tage kam.
Sie knufften sich und pufften sich
Und rangen beide ritterlich.
Der Spielmann aber ward gewahr,
Daß Petrus doch der Stärk're war,
Ein Kämpe groß, von Schultern breit.
Voll Wehmut sah er, wie sein Kleid
Das erst schon dürftig ihn umfing,
In Fetzen ihm vom Gürtel hing,
Und daß er größ'res Leid verhüte:
Herr, sprach er, scheiden wir's in Güte!
Wir probten uns als feste Streiter:
Nun sei's genug! Wir spielen weiter. —
Sankt Peter schmollte: Mich verdrießt,
Daß ihr mich einen Schelmen hießt. —
Ich war ein Narr. Nehmt's nicht so schwer!
Herr, glaubet mir, es reut mich sehr.
Und traun, mir ward der schlimm're Teil:
Mein Hemde wird nicht wieder heil;
Nun fröstelt's mich bei jedem Hauch.
Sprecht ihr mich quitt! Ich thu' es auch. —
Topp, sprach Sankt Peter, Friedensschluß! —
Sie tauschten den Versöhnungskuß.

Nun Freund, du schuldest — willst du zählen? —
Mir hundertvierundsechzig Seelen. —
Ja leider, sprach der Fiedelmann,
Ich fing das Spiel zu mager an.
Wie denkt ihr? Werfen wir einmal
Um eine dreifach größ're Zahl. —
Gern, Lieber, ganz nach deinem Sinne!
Doch krieg ich auch, was ich gewinne? —
Verlaßt euch drauf! Ich markte nicht.
Nehmt, was euch in die Augen sticht:
Chordamen, Ritter, Edelfrau'n,
Schnapphähne, Mönche schwarz und braun,
Barone, Bauern, nasse Knaben —
Was ihr begehrt, ihr sollt es haben. —
Wohl, sprach Sankt Peter, warf und rief:
O weh, nur vier! Nun geht es schief.
Du lieber Heiland, steh mir bei! —
Der Spielmann warf und hatte drei.
Verzweifelt hub er an zu klagen
Und jammernd an die Stirn zu schlagen:
Ich Wurm, der ich seit Anbeginn
Von Glück und Stern verlassen bin!
Auf Erden schon verlor ich immer,
Und hier beim Teufel wird's noch schlimmer. —

Die armen Seelen in der Pein,
Die lugten ängstlich nach den zwei'n,
Und zu Sankt Peter aus dem Düstern
Drang rings ein Wispern und ein Flüstern:
Herr, führ' uns weg ins ewige Licht!
Wir bau'n auf dich. Verlaß uns nicht! —
Sankt Peter sprach: Das soll geschehn.
Wir wollen treu zusammenstehn.
Euch zu entreißen dieser Pein,
Setzt' ich mein ganzes Silber ein,
Und wahrlich, hätt' ich es verloren,
Ihr müßtet ewig weiter schmoren.
Vor Abend noch, wenn's Gott gefällt,
Seid ihr in Freuden mir gesellt. —

Der Spielmann trüben Angesichts
Sprach kleinlaut: Alles oder nichts!
Und wird's auf diesen Wurf nicht quitt,
So nehmt den ganzen Plunder mit,
Die Seelen und mein Hemd dazu! —
Wohlan, es gilt! Beginne du! —
Sie spielten bis der heil'ge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog im fröhlichen Gewimmel
In's Paradies als Sieger ein.

Der Spielmann aber saß allein
Und nackt wie eine Kirchenmaus.
Da kam der Teufel Heer nach Haus.
Der Satan schaut sich staunend um:
Wie ward es hier so still und stumm!
Er läuft umher und steckt den Kopf
In jeden Tiegel, jeden Topf:
Da ist nicht eine Seele mehr,
Die ganze Hölle wüst und leer.
Er fährt den Spielmann wütend an:
Vermaledeiter Hadermann,
Wo ist mein Volk? Was ist geschehn? —
Erbarmen, Herr! Ich will's gestehn.
Nichts Schlimmes ahnend, saß ich hier;
Da kam ein fremder Mann zu mir,
Der ließ nach seinem Geld mich schielen
Und lud mich ein, darum zu spielen.



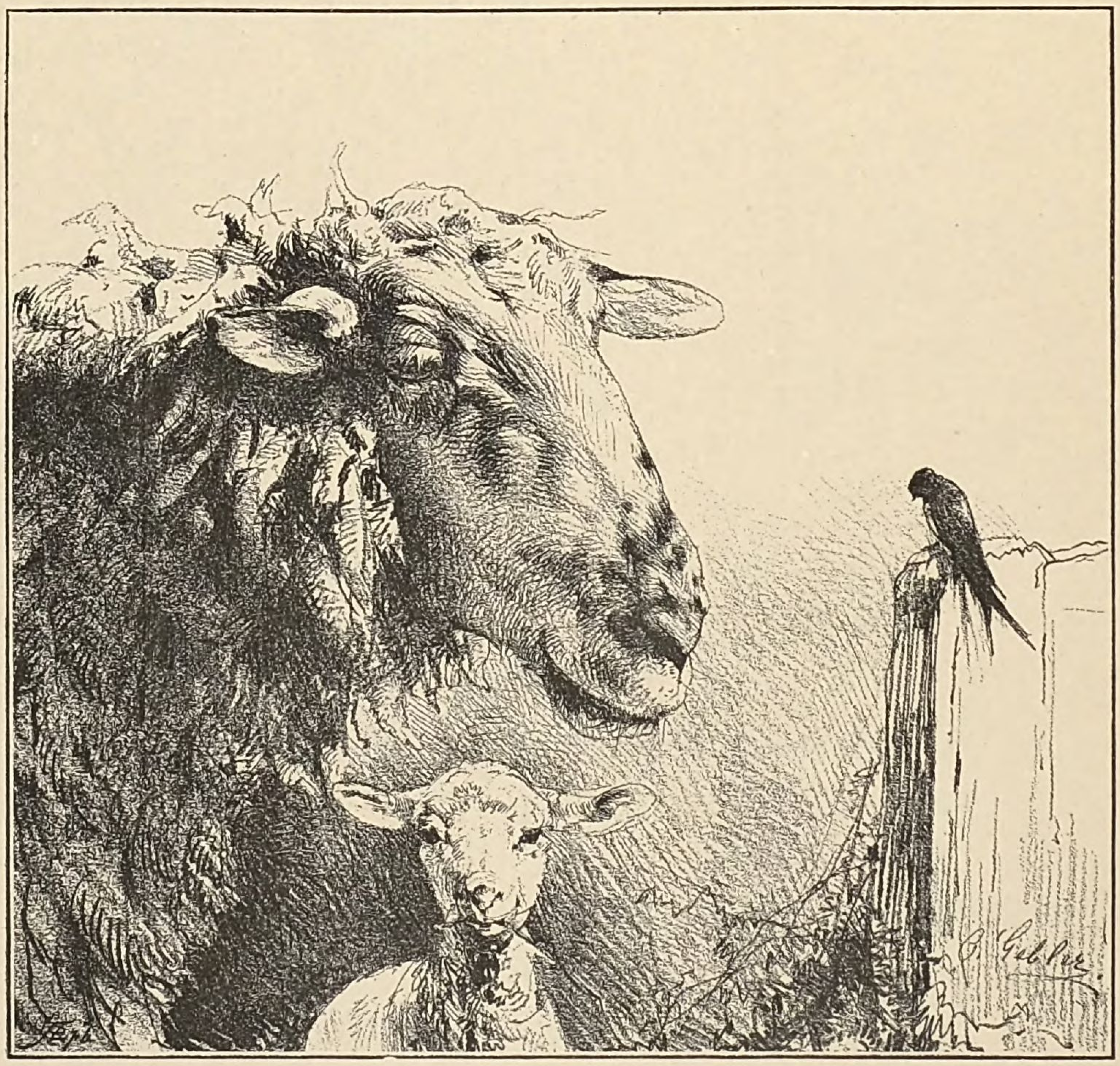
Nachbarskinder. Von Robert Beyschlag.

Es war ein alter Uebelthäter,
Ein würfelkundiger Verräter.
Ich spielte fort als rechter Thor,
Bis ich die letzte Seel' verlor. —

Der Satan schüttelt Schweif und Horn:
Wo ist der Kerl, rief er im Zorn,
Der zu der Hölle Spott und Schaden
Uns diesen Tagdieb aufgeladen? —
Mit Backenstreich und Rippenstoß
Ging's auf den armen Teufel los.
Man warf ihm Stang' und Gabel nach
Und that ihm so viel Leid und Schmach,
Daß er verhieß mit hohen Schwüren,
An keinen Spielmann mehr zu rühren.

Doch Satan rief dem Fiedler zu:
Mach, daß du fortkommst, Lecker du!
Dies liederliche Menschenkind
Bringt mich um all' mein Hausgesind!
Hinaus, du fauler Knecht, hinaus!
Kein Spielmann kommt mir mehr in's Haus,
Kein Schalksnarr, kein Phantast von Sänger:
Bleibt, wo ihr mögt, ihr Müßiggänger!
Scheert euch zu Gott und seiner Schaar!
Die jubiliert das ganze Jahr. —
Der Spielmann lief durch's Höllenthor
Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm Sankt Peter gleich
Und führt ihn ein in's Himmelreich.

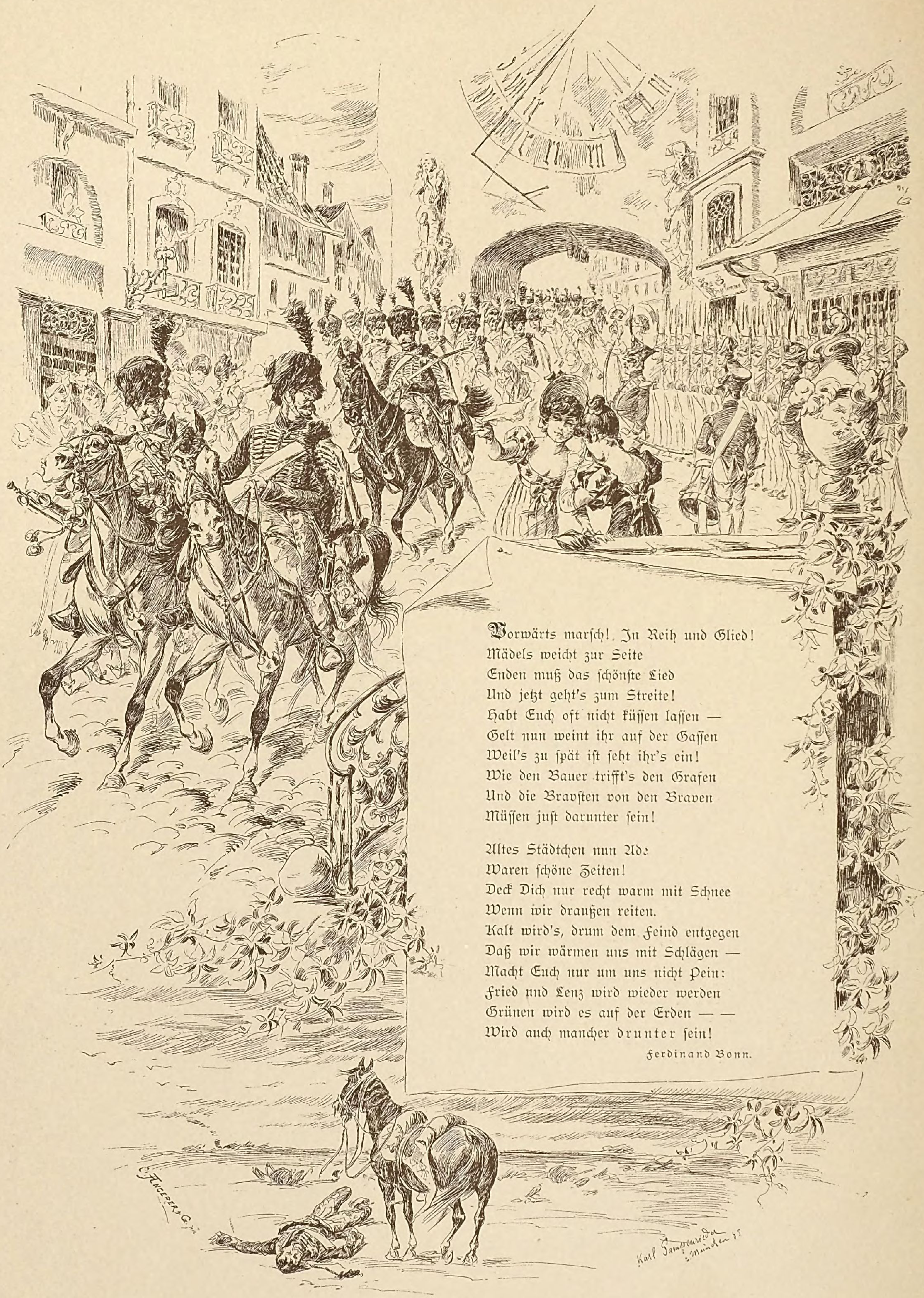
Nun jauchzt mit hellem, hohem Schall,
Ihr Sänger und ihr Fiedler all!
Ihr sitzet in der Freude Schoß:
Die Angst der Hölle seid ihr los.
Euch winkt ein wonniges Asyl:
Dank sei dem edlen Würfelspiel!



Gute Freunde. Von Otto Gebler.



Ein alter Schwede. Von Claus Meyer.



Vorwärts marsch! In Reih und Glied!
Mädels weicht zur Seite
Enden muß das schönste Lied
Und jetzt geht's zum Streite!
Habt Euch oft nicht küssen lassen —
Gelt nun weint ihr auf der Gassen
Weil's zu spät ist seht ihr's ein!
Wie den Bauer trifft's den Grafen
Und die Bravsten von den Braven
Müssen just darunter sein!

Altes Städtchen nun Ade
Waren schöne Zeiten!
Deck Dich nur recht warm mit Schnee
Wenn wir draußen reiten.
Kalt wird's, drum dem Feind entgegen
Daß wir wärmen uns mit Schlägen —
Macht Euch nur um uns nicht Pein:
Fried und Lenz wird wieder werden
Grünen wird es auf der Erden — —
Wird auch mancher drunter sein!

Ferdinand Bonn.

Ausmarsch. Von Karl Gampenrieder.



Kommen und Gehen.

(Wie es so geschehen.)

Von Wilhelm Jensen.

Mit Illustrationen von K. Marr.

in ganz kleiner Kirchhof, draußen vor der Stadt, in einsamem Feld; kaum hundert Schritte lang und nicht halb so breit. Eine verfallene Mauer aus Bruchgestein umgibt ihn, schwarzgrau mit Flechten bedeckt; in jedem der vier Winkel des Rechtecks ragt eine Pappel. Sonst nur noch Trauerweiden da und dort, einige Lebensbäume mit dürrem, rostfarbigem Gezweig, und rankender Eppich. Aber ein Kranz hoher Waldberge blickt dicht herab.

Die Grabhügel sind zumeist tief übermoost. Der kleine Friedhof wird seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt, nur ausnahmsweise rückt eine Zahl auf den eingesunkenen Gruftsteinen und den schräggeneigten Holzkreuzen über das Jahr 1860 hinaus. Angelegt worden sein mag er um ein Menschenalter früher, damals unfraglich noch in stillster Abgeschiedenheit des Thals, für das letzte Bedürfnis der wenigen Bewohner eines Dorfes, das nun, mit städtisch gebauten Häusern durchsetzt, zur Vorstadt herangewachsen. Jetzt beginnen die Straßen der Neuzeit sich gegen ihn hinzurecken.

Doch er liegt immer noch sehr verlassen und mehr noch vergessen. Das Gedächtnis sucht ihn nicht auf; diejenigen, denen er zur Ruhe dient, haben wenig mehr mit der Erinnerung von Lebenden gemein. Nur spielende Kinder huschen manchmal bei'm Vorüberstreifen flüchtig in die schmale Pforte hinein und wieder heraus. Unter den Einwohnern der Stadt gibt es sicherlich viele, die überhaupt nicht von seinem Vorhandensein wissen; der Feldpfad, auf dem man zu ihm gelangen muß, ist nicht mehr fahrbar und führt nach keinem Vergnügungsorte hin.

So bietet er fast stets die völlige Vereinsamung wie heute, am Aprilnachmittag. Nur die einst auf die Gräber gepflanzten Blumen kommen noch mit jedem Frühling wieder, und summende Bienen schwirren in den bunten Kelchen. Ueber die Mauer flattern die gelb und rot leuchtenden Lenzfalter und taumeln gaukelnd zwischen den Kreuzen, um welche leisflimmernde, da und dort von zierlichen Eidechschen durchhuschte Grashalme stehen. Ein Vogelton zwitschert ab und zu, in der Zugluft klappert ein alter, lang ausgetrockneter Weihwassernapf an einem Gruftstein. Sonst nichts als Sonne und Wind. Sie goldhell und schweigsam lächelnd, wie immer; er im knospenden Gezweig leicht murmelnd und murrend, sein uraltes Lied vom Kommen und Gehen.

Auf der alten, morschen, wettergrauen Bank an der Mauer sitzt Einer, der darauf hinhorcht, ein alter, vorgebückter, grauhaariger Mann. Es ist wonniger Frühling um ihn, lindeste Luft und ein Erdduft von der Ackerscholle herüber, die der Pflug drüben aufwirft, und er sitzt noch ein bischen in der Sonne. Die welken Hände und die müden Augen sagen, nicht lang' mehr.

Wie der weiche Wind das uralte Lied bis in's Herz hineinschauert! So totenstill ist's, wie es sich unter den Wohnungen der Toten geziemt. Nur die Ohren des einen Lebenden hören und seine Augen sehen noch. Verschollene Dinge, die lange gewesen, doch hier sind sie um ihn. Sie führen allein noch ein geisterhaftes Leben, weil er sie noch sieht und hört.

Wie sein Blick hinausgeht, schwinden die Kreuze und Steine vor ihm zusammen. Nur ein paar erste stehen dort, der übrige Boden ist noch mit ebener grüner Grasnarbe bedeckt, über die nur Eidechsen mit klugen Augen hintänzeln; die neu gepflanzten Pappeln ragen kaum noch über den Rand der Mauer. Er sieht's genau, als liege es noch jetzt so da. Und er hört eine Stimme durch den Frühlingsabend, seine eigene. Sie ruft: „Theobald!"

„Hier, Rudolf!" antwortet es hinter einem der wenigen Grabmäler hervor. Ein Kopf hebt sich nach, der eines Knaben mit blondem Haar und hellen Augensternen, die durch den Anfang der Dämmerung eigenartig leuchten. Es kommt ein schwärmerischer Glanz aus ihnen, anders als aus sonstigen Knabenaugen, etwas Schönes, kühn und träumerisch zugleich; sie gemahnen an zwei große Ehrenpreisblüten mit Tauperlen in den Kelchen.

„Es wird spät, wir müssen heim, Theobald".

Der steht und horcht auf einen Amselschlag vom Wald her. Dann entgegnet er:

„Nein, wir wollen noch Krieg spielen. Dies ist Deutschland, Du kommst über die Mauer und bist der Franzose. Ich verteidige mein Vaterland und die Freiheit".



Rudolf ist gewöhnt, sich zu fügen, und thut nach der Aufforderung. Er geht und überklettert vom erhöhten Feldrand her leicht den Steinwall, dann beginnt der Kampf. Sie haben sich Holzschwerter verfertigt und leichte Wurfspeere aus langen Gerten. Nun klappern sie gegeneinander und weichen und jagen sich um die Grufthügel.

Dann ruft Theobald: „Halt! Hier ist das Schlachtfeld, darauf machen wir's aus."

Auf ein Dutzend Schritte Entfernung stehen sie sich gegenüber und schleudern gleichzeitig ihre ungefährlichen Lanzen. Doch Theobald läßt sich getroffen zu Boden sinken und spricht mit matter Stimme:

„Der Feind hat gesiegt, ich bin zu Tod verwundet. Nun bist Du mein deutscher Bruder, Rudolf. Sorge für meine Frau und meine Kinder und begrabe mich hier auf dem Kirchhof. Auf den Stein sollst Du schreiben: Er fiel für Freiheit und Vaterland".

Rudolf ist herzugelaufen und erschreckt, denn sein Wurfgeschoß hat den Freund wirklich im Gesicht getroffen. Auf seiner einen Wange sickert Blut, und die lebhafte Kinderphantasie stellt dem Urheber die Worte vor, als könnten sie im Ernst gesprochen sein. Aengstlich stottert er: „Du blutest — thut's weh?" Doch aufspringend lacht der Verletzte: „Pah, eine Schramme! Das ist ehrenvoll für einen Freiheitskämpfer!" Er wischt den roten Tropfen fort; es ist fast dunkel geworden, sie schlingen die Arme umeinander und gehen zusammen ihren nah benachbarten Elternhäusern zu. —

Wie der Alte das heut' sieht und hört, dort wo jetzt die schiefen Kreuze stehen.

Knabenspiel. Kommen und Gehen, murrt der Wind. Vorüber.

Und er sieht sich mit ihm zusammen höher aufwachsen in immer gleicher, vertrauter Freundschaft. Das Leben trennt sie zuweilen, aber hält sie stets vereint. Nun Jünglinge, nun Männer. Ihre Berufswahl ist verschieden, und ihre Meinungen weichen in Manchem auseinander, doch ihre Herzen bleiben sich treu. Eine wilde Zeit bricht herein, sie nennt sich das 48er Jahr, und ihr Sturm wirbelt viel dichten Staub, treibt rollende Wetter.

Eine lange Periode schwerer Gedanken ist's, und Rudolf hat sich mit den seinigen auf den kleinen Kirchhof hinausgeflüchtet. Die Gräber sind um Vieles dichter geworden, fast füllen sie den Raum aus, nur an der Mauer ist da und dort noch leerer Platz, von hohem Unkraut überwuchert; sonnenlos, doch schwül und drückend liegt ein Julimittag darüber. Der dreißigjährige Mann sitzt auf einer Bank und blickt nachdenklich vor sich hinaus.

Da knattert es drüben im dunklen Waldgebirg, ein Schuß und wieder einer. Nun ein Pelotonfeuer; das Echo rollt weit an den Bergen um. Dann still.



Isotta. Von Ludwig Loefftz.

Er weiß, was sich dort zuträgt: ein Gefecht, ein herzzerreißender Kampf von Deutschen wider Deutsche. Männer stehen dort in Waffen, von hohen, ernsten, heiligen Gefühlen bewegt für die Größe, die Ehre, die Freiheit ihres Vaterlandes, im Innersten durchjammert von seiner Ohnmacht, Schmach und Zerrissenheit. Aber sie sind Aufrührer, Rebellen gegen Ordnung und Gesetz. Der da sitzend hinüberlauscht, ist Beamter des Staates und kann ihr eigenmächtiges Handeln nicht billigen. Im Herzen empfindet er tief mit ihnen, doch die Gewalt der Thatsachen, die Vernunft, die Erhaltung des Staatsgefüges streiten dagegen.

Nun kommt etwas zwischen den Waldstämmen hervor, ein Laufender, und dort, und dort. Sie fliehen über das offene Feld der Stadt zu; hinter ihnen leuchten Uniformen auf, stoßen Schüsse eine kleine weiße Rauchwolke in die Luft. Die Macht der Staatsgewalt hat gesiegt, die Auflehnung gegen sie ist auch hier geschlagen und unterdrückt. Mit wirbelndem Trommelschlag rücken die Soldaten den Zersprengten nach.

An der Kirchhofmauer klirrt plötzlich ein Stein, eine Gestalt schwingt sich herüber und schaut ein paar Augenblicke suchend hastig um sich. Der Sitzende springt auf: „Theobald!"

„Du?" Der Ankömmling starrt ihm in's Gesicht, dann zuckt ein seltsames, bitteres Lächeln über seine vom Pulverrauch geschwärzten Züge. „Hier spielten wir ja wohl einstmals Vaterlandsbefreiung? Du hast Dich klüger besonnen, Rudolf".

„Komm mit mir, ich verberge Dich in meinem Hause!"

„Nein, ich will Dich nicht auch in's Unglück reißen. Leb wohl!"

Er preßt dem Freunde mit krampfhaftem Druck die Hand und ist wie eine Erscheinung verschwunden, über die Mauer nach der andern Seite davon. Ringsum Hornsignale, Trommeln, Kommandorufe.

Dann breitet sich um ein paar Tage später eine mondlose Augustnacht über den Thalgrund, kaum heben sich die schwarzen Umrisse der Berge gegen den Himmel. Nur von dem östlichen Rand des kleinen Friedhofes flimmert ein Lichtschimmer, und daneben schürft und schartet ein klirrender, gleichmäßiger Ton. Der Schein einer Laterne glimmert ab und zu auf einer Spatenfläche, mit welcher der Totengräber aus einer dunklen Höhlung hart an der Mauer Erde und kollernde Steine heraufwirft. Er scheint sein Brod mühsam zu erwerben, daß er selbst nach Mitternacht noch ein Grab schaufelt.

Drüben in der Stadt schläft Alles in dunklen Häusern, und außer dem „Mann des Endes" befindet sich nur noch Einer in dieser nächtigen Totenwelt. Reglos steht Rudolf von fern und blickt nach der Arbeit des grabenden Maulwurfs hinüber.

Weshalb ist er um diese Stunde hier und schläft nicht wie alle andern guten Bürger? Sein Gesicht schimmert im Dunkel mit der Blässe einer Leiche, kalter Schweiß umzieht ihm den Haarrand, oft schaudert er jäh zusammen. So steht er unbeweglich, zwecklos, Stunden hindurch; fern drüben von der Kirche der Stadt her schlägt die Turmglocke drei Uhr Morgens. Dann duckt er sich plötzlich mit verhaltenem Atem hinter einem Grabstein zu Boden; er braucht seine Kniee nicht zu zwingen, sie brechen fast von selbst.

Es ist noch kein Schein im Osten, doch sonderbar, von Westen kommt ein rotes Licht. Näher gegen den einsamen Kirchhof flammt es heran, und es sind flackernde Fackeln, deren blutartiger Glanz auf den Helmen und Gewehrläufen einer Soldatenabteilung rinnt und rieselt. Ein Kornfeld hat vor kurzem noch an der Mauer mit hohen Goldähren gewogt, doch die Sichel jetzt nur seufzende Stoppel hinterlassen, dort stellen sie sich auf, in Reih und Glied. Nichts als die Uniformen; Niemand weiß in der Stadt von ihrem nächtigen Auszug, oder Niemandem ist eine Begleitschaft verstattet. Nur Einer steht auf ein halb Dutzend Schritte vor ihnen in bürgerlicher Kleidung; das Fackellicht überlodert Theobalds Gesicht, es ist blaß, doch ruhig. Nun legt er seinen Rock ab und wirft einen kurzen Blick hart über die niedrige Mauer auf die dunkle Erdhöhlung, neben der sich der Totengräber auf seinen Spaten stützt. Dann spricht er fest:

„Macht's kurz und zielt gut. Ihr trefft ein Herz, das für Deutschlands Macht, Ehre und Freiheit geschlagen. Es sollte nicht sein; doch die Zukunft wird für das leben, wofür ich heut' sterbe".

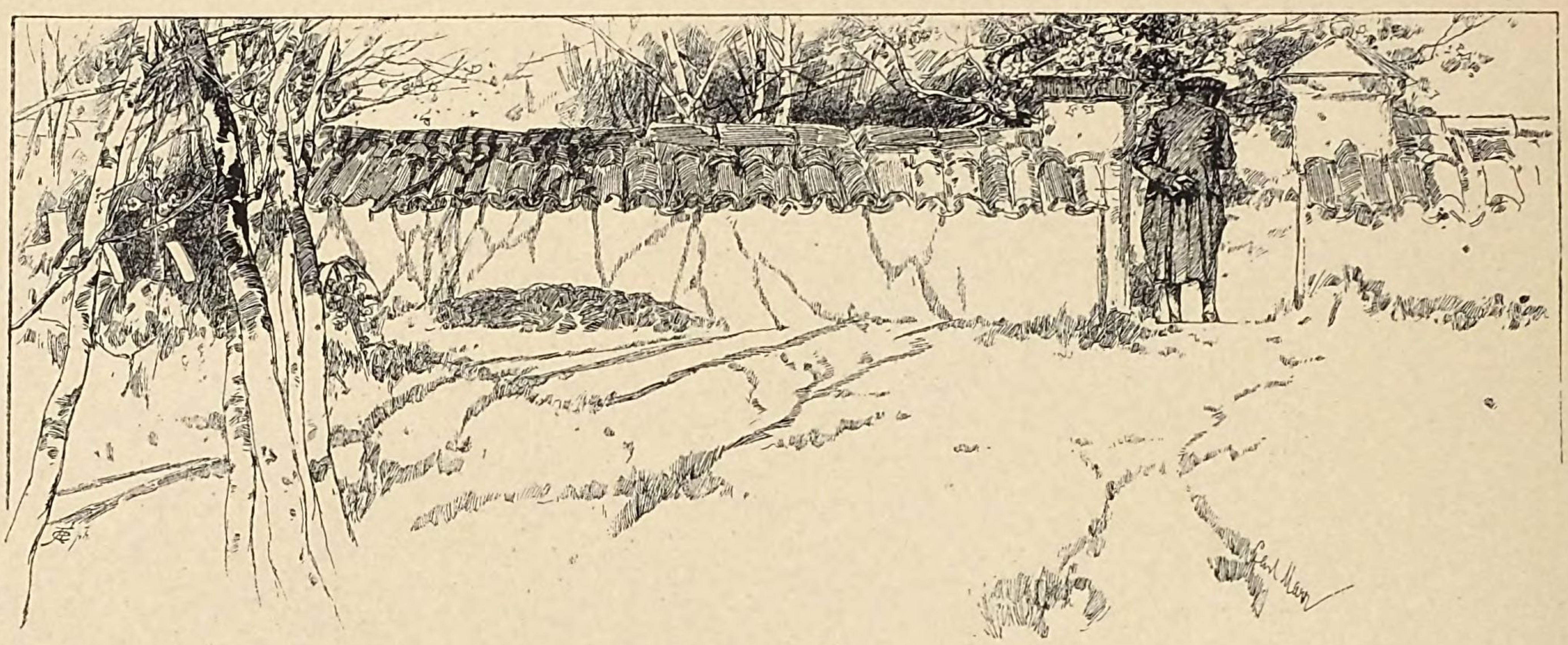
Der einzige Zeuge hinter dem Grabstein atmet nicht mehr. Seine Augen haften mit geisterhafter Reglosigkeit auf dem Jugendfreunde. Es ist noch der Knabenkopf mit dem blonden Haar und den sternhellen, kühnen und träumerischen Augen. Er wendet einen letzten Glanzblick nach dem kleinen, dunklen Kirchhof, als gehe ihm noch eine Erinnerung durch die Seele, ein letzter Gedanke, der wie ein Lächeln um seine Lippen huscht.

Nun richtet sich ein halbes Dutzend von Gewehrläufen vor, ein Offizier hebt den Degen. Doch auch er ist bleich und sein Gesicht dreht sich ab, wie sein Mund, leicht zitternd: „Feuer!" kommandiert. Er muß, es ist seine Pflicht.

Sechs Schüsse krachen; sie haben gut getroffen, ein Toter liegt am Boden. Kein Hauch des Lebens ist mehr in ihm; schnelle Hände fassen ihn und heben über die Mauer die noch warme Leiche in das frische Grab. Eben stand er noch da, nun schaufelt der Totengräber hastig die Erde über ihn zurück. Der kleine Exekutionstrupp marschiert mit hallendem Schritt und Tritt davon; auch der Bestatter hat sein Werk gethan und geht, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Niemand ist geblieben, als der von dem Grabstein Herzu=



Gefangenes Gothenmädchen. Von Wilhelm Lindenschmit.



getretene. Er steht vor den harten Schollen, unter denen der ewig Verstummte liegt. Ihm ist's noch wie ein entsetzlicher Angsttraum, aus dem er dazu aufwachen muß, daß sie beide hier im Knabenspiel mit einander ringen. Umsonst. Kühl geht der Frühwind von den Bergen her über das neue Grab. Er bleibt, bis die Morgensonne ihre ersten Goldfunken darauf wirft; eine grüne Eidechse kommt vom Gekräut aus der Nachbarschaft her und klettert, noch wie schlaftrunken, langsam an den gelben Schollen in die Strahlenwärme hinein. Da schwankt auch er thränenlos fort.

Ihm klingt ein Wort aus schon fernen Tagen im Ohr: „Auf meinen Stein sollst Du schreiben: Er fiel für Freiheit und Vaterland". Es ist seltsam so geschehen; nun liegt der Sprecher von damals wirklich dort begraben, und die Inschrift würde sein Leben und seinen Tod kennzeichnen. Aber es ist nicht erlaubt, sie ihm nachzurufen. Rebellen wird kein Denkmal gesetzt; man scharrt den standrechtlich Erschossenen namenlos ein, damit die Mitwelt ihn vergißt, die Nachwelt nicht von ihm erfährt, und nur Unkraut darf über ihm wuchern.

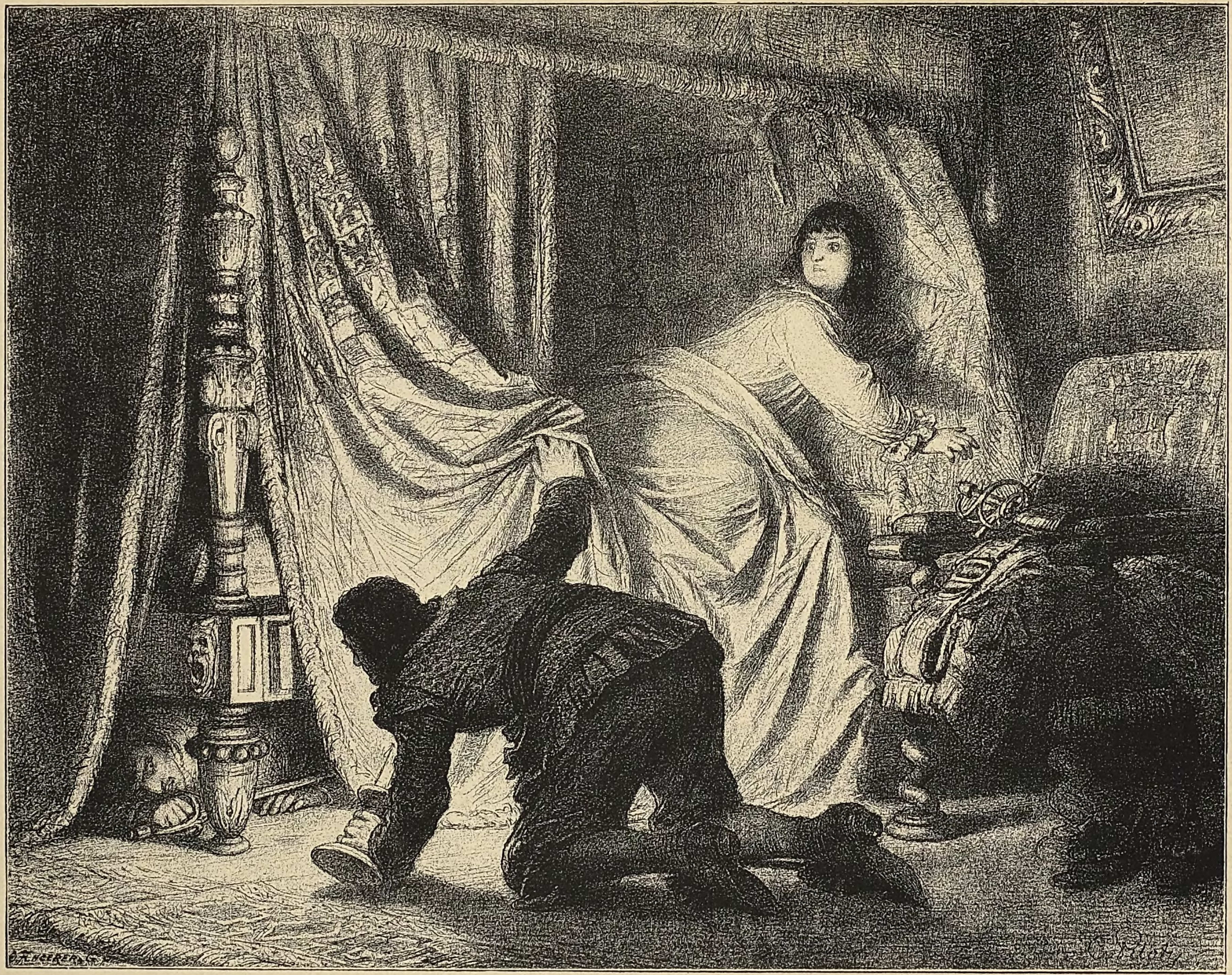
Mit tiefem Seelenschmerz ergreift es den Zurückgebliebenen, nicht diesen letzten armen Freundesdienst üben zu können. Doch es zieht ihn täglich nach dem stillen Kirchhof; er steht im blühenden, kraftvollsten Alter, aber sein Dasein ist verödet, er fühlt sich in trauriger Einsamkeit müd' und zwecklos. Sein liebstes Thun ist, auf der Bank dort zu sitzen und nach dem kahlen Bodenfleck zu blicken, unter dem ein großes, das beste Stück seines Lebens mit verscharrt liegt. Dürr und steinig heben die Schollen sich noch im Sonnenbrand aus dem Grün umher, kein wilder Halm selbst sprießt noch drauf. Eine gespenstische Stille umbreitet Alles, der kleine Friedhof scheint noch gemiedener als zuvor.

Nur jetzt, heut' Abend kommt ein leiser Schritt gegen das Pförtchen heran, zögert draußen noch ein wenig und tritt dann ein. Eine junge weibliche Gestalt ist's, die rasch drüben an der Mauer entlang huscht; sie blickt sich schüchtern um, doch gewahrt den verdeckt auf der Bank Sitzenden nicht und schlüpft geräuschlos weiter. Und nun hat sie die schmucklose Gruftstatt erreicht und legt einen Kranz von Blumen drauf, die hoch droben in den Bergen wachsen. Damit scheint sie den Zweck ihres Kommens erfüllt zu haben und sich wieder zurück zum Ausgang wenden zu wollen. Aber es ist etwas in ihr, was sie noch hält und sie auf die Knie niederzieht, und ein leises Schluchzen kommt ihr von den Lippen.

So kniet sie in der letzten Abendsonne da, ein befremdliches und liebliches Bild. Sie wendet dem einsamen Zuschauer den Rücken, und er sieht nur zwei lange, braune Zöpfe, die ihr von einem feingebildeten Hälschen auf ein sauberes, hübsches Sonntagskleid, doch ländlicher Art, herabfallen. Wie eine stille Blume des Feldes, der Natur, kniet sie in der Anmut der Jugend, die einzige, welche dieses verfehmte Grab besucht. Und der Mann steht erstaunt und im Innern ergriffen auf, tritt zu ihr hinan und fragt: „Wer bist Du, Kind?"

Wie sie nun erschreckt emporfährt, blickt ihn ein junges, liebes Mädchengesicht mit ein paar Thränen in den großen blauen Augen an. Sie will ängstlich fort, doch er hält sie und spricht, auf das Grab deutend, sanft: „Er war mein bester, mein einziger Freund; woher weißt Du von ihm?"

Aus seinem Blick redet Etwas, das ihre Scheu beschwichtet, und sie antwortet mit leiser Stimme. Was sie sagen kann, ist nur kurz und sehr einfach. Der Tote hat am Tage vor dem letzten Gefecht einen Abend und eine Nacht in ihrem väterlichen Hof droben im Gebirg Rast gehalten. Sie sah und hörte ihn reden, und er nickte ihr freundlich, und sie standen nachher ein Weilchen in der Dämmerung allein beieinander. Und zur Gutnacht reichte er ihr die Hand, und am andern Morgen in der Frühe — sie stockt einen Augenblick, doch sie fügt es hinzu — als er von dannen gemußt, bückte er sich und gab ihr einen Kuß zum Abschied.



Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Gefahr. Von Carl von Piloty.

Das ist Alles, und gestern erst hat sie gehört, was ihm geschehen. Da hat es sie herunter getrieben, ihm zum Dank die Blumen noch zu bringen, neben denen sie zusammen gestanden. Doch es wird Abend, und es ist weit bis zu ihrem Heimathaus, und sie darf jetzt nicht länger mit dem Rückweg säumen.

Ihre Brust verhält noch ein Schluchzen, und in der That, die Sonne versinkt hinter den westlichen Bergen. Der Mann besinnt sich kurz, von wehmütigem Gefühl vor dem jungen, unschuldsvoll offenherzigen Antlitz erfaßt und spricht: „Es ist zu spät für Dich, Kind, allein durch die dunklen Wälder zu gehen. Bleib' die Nacht in meinem Hause, wir wollen noch miteinander von ihm reden". —

Wie der Alte das heut' sieht und hört, dort, wo das erste Frühlingskraut grün aufsprießt.

Schwermütige Mitte des Lebens. Kommen und Gehen, murrt der Wind. Vorüber.

Und mählich ist ihm ein anderes Wort aus fernen Tagen seltsam im Ohr aufgeklungen: „Sorge für meine Frau und meine Kinder, Rudolf!" Ein bedachtloses Knabenspiel-Wort, aber es hat in seinem Herzen Wiederhall gefunden. Wie eine Frühlingssaat ist es im Sommer aufgegangen und das liebe Mädchengesicht seine Frau geworden. Sie hat ihn aus seiner Einsamkeit erlöst, viele glückvolle, schöne Jahre hindurch, und dann wieder darin belassen, denn sie liegt dort vor ihm unter dem schon leicht zur Seite neigenden Kreuz. Und daneben schläft auch schon die einzige Tochter, die sie ihm hinterlassen, eine Blume, kaum voll entfaltet und verwelkt. Vorüber.



Nun sitzt er hier noch ein bischen in der Sonne. Die welken Hände und die müden Augen sagen, nicht lang mehr.

Wie der weiche Aprilwind das uralte Lied bis in's Herz hineinschauert! So totenstill ist's, wie es sich unter den Wohnungen der Toten geziemt. Nur seine Ohren hören und seine Augen sehen noch.

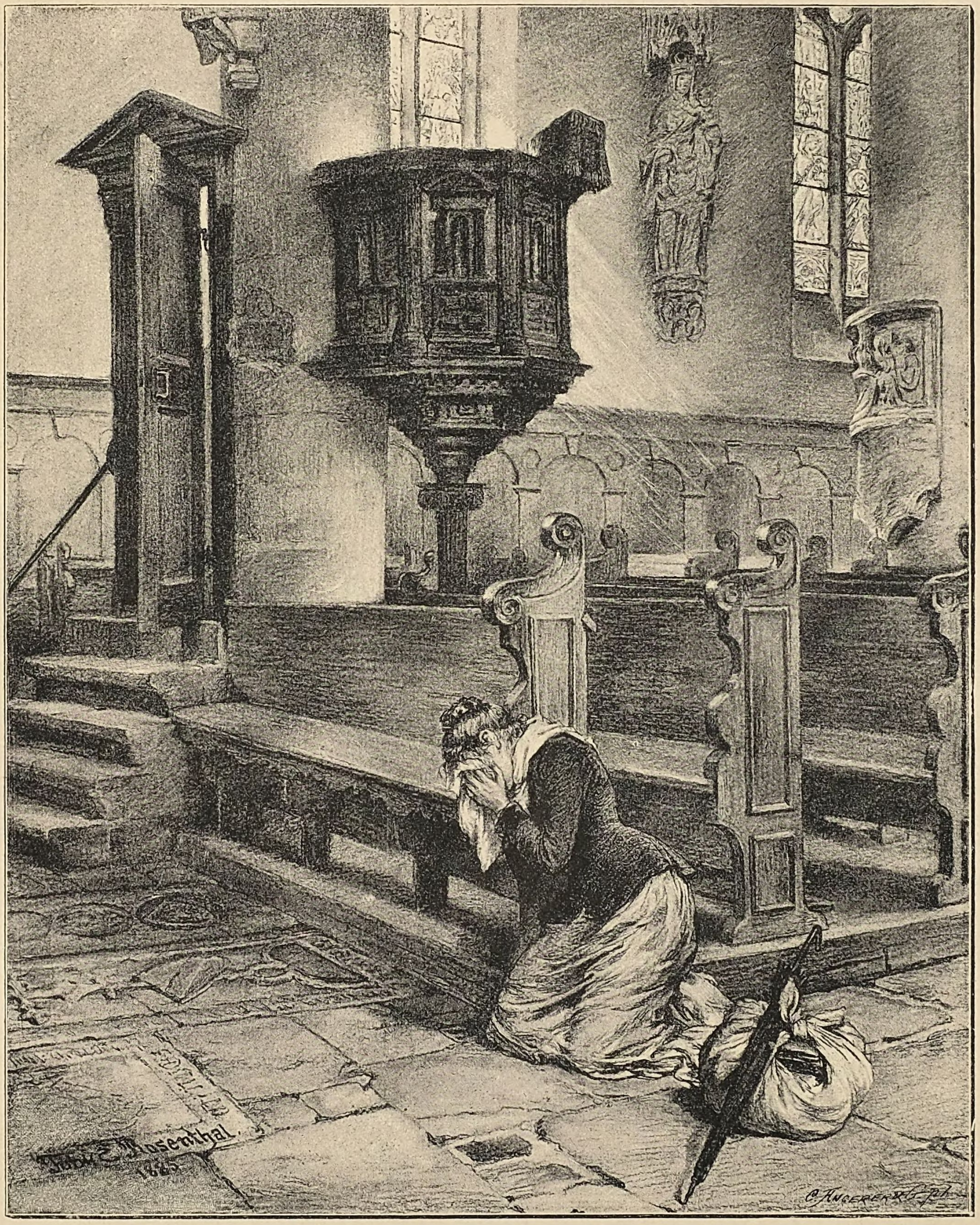
Was ist's nun, daß sie alle lang vorangegangen sind, und auch Er, der drüben am stillen Mauerrand liegt, in der Blüte seines Lebens dort zur Erde fiel? Nur ein früher vergangener Traum, dem die Abendschauer des Gedenkens erspart sind.

Was ist's nun, daß sein Grab, namenlos verschollen, ohne Gedächtnisstein, von Unkraut überwildert steht? Ueber ihm ragt als ein Riesendenkmal das, wofür sein Herz geschlagen, wonach sein Leben gerungen und wofür er den frühen Tod gefunden: Das neue Deutsche Reich.

Gehen und Kommen! Wie der Wind es durch die Stille murrt und die Schatten vorübertreibt.

Da hebt eine flimmernde Bewegung die alten Augen auf. Niemand verweilt auf dem kleinen, nicht mehr benützten Kirchhof, als er und das, was sich dort vor ihm regt. Vor einem der schrägen Kreuze, auf dem die Sonne goldhell und schweigsam lächelnd, wie immer, liegt, spielt sie um ein paar lange, braune Mädchenzöpfe, genau ebenso, wie sie es da drüben einst an einem Augusttage gethan. Ein zwölfjähriges Kind kniet in den windzitternden Grashalmen und hascht nach Etwas mit der Hand. Nun hält die Kleine sorglich ein zierlich hervoräugelndes Eidechsenköpfchen zwischen den zur Röhre gebogenen Fingern und ruft, freudig glänzende, blaue Augen umwendend: „Ich hab' sie!"

Es ist doch noch Frühling um den alten, vorgebückten, grauhaarigen Mann auf der alten, morschen, wettergrauen Bank; ein Frühling, den er noch ein Weilchen behüten kann. Und die Müdigkeit fällt aus seinem Blick, und lächelnd nickt er seinem beglückt herankommenden Enkelkind: „Zeig' sie mir und dann laß sie; sie freut sich ja auch, wie Du, daß die Frühlingssonne auf sie scheint".



Die Verstoßene. Von Toby E. Rosenthal.



Zwei Gedichte

aus dem Nachlaß Karl Stielers.

Die Schwalben.

Geh Vater, willst denn gar nit übergeb'n?
I waar ja dengerscht groß und fleißi' g'nua'
Und du bist müd und brauchst amal an Ruah
Und hast bei mir ja do(ch) dös schönste Leben!"
So redt der Bua und hat an Schnaufer than
Hm — sagt der Alte und na fangt er an:
„„Siehgst dort die Schwalben, unter'm Hausdach oben,
Die nisten jetzt, so lang i's denk' da droben
Und wohl fuf'zg Jahrl schaug' i ihna zua
Und allweil siech' i nur dössell, mei Bua:
Wie si'(ch) die Alten für die Jungen plagen,
Wie's bau'n und hausen und wie's zuwitragen
Und aa nit oamal hab' i's g'wahrt und g'spürt,
Daß si' die Jungen ham für d' Alten g'rührt,
Drum bleib i Bauer — weg'n dem Schwalbenneſt
I moan, es is schier für uns zwoa dös Best'.""



Zwoa Handwerksburschen.

Zwoa Handwerksburschen gengant z'sam
Dös Straßl 'nein auf Sachsenkamm
Z'erscht hat's a Dunnerwetter geben
Und jetzt scheint d'Sunn', wie lauter's Leben.

„Ah, da is 's drecket" sagt der oa
Und schaugt auf d'Straßen und die Stoa',
„„Ah, da is 's schön"", so sagt der ander
Und schaugt die Berg' an nach anander.

Ja mei, so geht's halt auf der Welt!
's is überall ebbes z'sammag'stellt,
Was oan verdriaßt und was oan taugt,
's kimmt grad drauf an — wohin man schaugt.



Die Zuträglerin. Von Edmund Harburger.

Drei Gedichte von Ludwig Fulda.

Die Priester der Schönheit.

Gesellig wogt es durch die Gassen,
Und Vorteil schmiedet Hand in Hand,
Doch einsam wandelt und verlassen,
Wem Schönheit an der Wiege stand;
Denn streng gebot die Sonnenhehre,
Daß rein von flüchtiger Begier
Er staunend sie allein verehre
Und keinen Götzen neben ihr.

Was lockt mit munt'rem Cymbelklange
Der Jugendfreude luft'ger Tanz?
Was winkt nach rührig ernstem Drange
Der Arbeit bürgerlicher Kranz?
Den Jubel hört verhallend schwinden
Der Segler auf der Träume Schiff,
Und nicht vermag den Kranz zu winden
Die Hand, die nach der Harfe griff.

Wer heftet auf die stolzen Schranken
Des Ruhms verlangend seinen Sinn?
Wer fährt durchs Weltmeer der Gedanken,
Ein glücklicher Columbus, hin?
Für ihn ist nutzlos kühnen Lärmens
Und staub'ger Kämpfe Siegeslauf;
Es taucht im Reiche seines Schwärmens
Kein schätzebergend Eiland auf.

Vielleicht, daß er beseelt erwarme,
Wenn Liebe schmeichelnd sich ihm neigt,
Wenn Not mit ausgestrecktem Arme
Ihm edler Thaten Fülle zeigt? —
Muß ird'schem Bilde nicht entsagen
Der Blick, den Himmelsglanz bezwang?
Wird nicht sein Mitgefühl zu Klagen,
Nicht seine Klage zu Gesang?

Nicht ihm der Freude Tändelspiele,
Nicht ihm des stillen Schaffens Lohn,
Der Ehre steile Felsenziele,
Des Forschers hohen Geistesthron.
Nicht ihm der Liebe hold Geleite,
Der Thaten segensreiche Kraft:
Die heil'ge Marmorgöttin weihte
Ihn ihres Tempels Priesterschaft. —

Wenn, seine Leiden zu versüßen,
Dem eig'nen Laut kein Echo schallt,
Er stürzt zu seiner Göttin Füßen:
Wie schön ist sie, doch ach, wie kalt!
Die Sterne seines Traums verblassen,
Und Schatten sinken übers Land; —
Wie einsam wandelt, wie verlassen,
Wem Schönheit an der Wiege stand.

Südwärts.

Träumend wandert meine Seele südwärts,
Folgt den leichtbeschwingten Vogelschwärmen
Auf der luft'gen Brücke der Gedanken. —

Mürrisch treibt der Wind die kahlen Blätter,
Und gemischt mit Schneegeriesel fallen
Regentropfen auf das Pflaster nieder;
Fröstelnd birgt der Baum die kahlen Zweige
In des Morgennebels feuchten Hüllen,
Fröstelnd eilen ihren Weg die Menschen.

Träumend wandert meine Seele südwärts
Durch der Haine heilig düst're Schatten,
An den frischen, taubesprengten Wiesen,
An des Bächleins klarer Flut vorüber,
Um an stillem Alpensee zu rasten.

Friedlich wie im Schlummer ruht sein Spiegel;
Manchmal nur wie leises Atemholen
Kräuselt sich vor sanftem Hauch die Welle;
Rauhe Berge blicken in die Tiefe,
Und ein Adler kreist in reinen Lüften.

Senket sich der Dämm'rung dunkler Fittig
Allumarmend auf die lautren Fluten,
Dann auf zartem Wolkenwagen schwebet
Still empor des Mondes leuchtend Antlitz,
Das im See sich leise schwankend spiegelt.

Die Windsbraut.

Es weht im Forst ein schmeichelnder Wind,
Nach Beeren suchet das Köhlerkind,
Ein Reiter sprengt durch die Halde:
„Blond Mägdlein, kennst eine Lagerstatt?
Mein Arm ist schlaff, mein Roß ist matt,
Rasten will ich im Walde."
„Die Wölfe sind gierig, Herr Rittersmann,
Und der wilde Jäger jagt im Tann;
Im traulichen Köhlerneste
Harret mein Vater der Gäste."

„Sitz auf, blond Mägdelein, sitz auf!
Halte dich fest am Sattelknauf;
Mein müdes Roß trabt schnelle."
Der Mantel wallt, es weht der Wind,
Scheu schmiegt sich ihm an das Köhlerkind:
„Ritter, wir sind zur Stelle."
„Ich grüß' Euch, Köhler im dichten Tann;
Gebt ihr ein Obdach dem Rittersmann,
Mög' es zum Guten Euch frommen."
„Seid mir, Herr Ritter, willkommen."



Studie. Von Fritz August von Kaulbach.

Sie schreiten zu drei ins niedere Haus,
Das Köhlerkind trägt Trank und Schmaus,
Der vornehme Gast blickt heiter:
„Euer Brod ist weich, Euer Wein ist klar,
Euer Töchterlein hat fein blondes Haar,
Bin gar ein einsamer Reiter.
Schlag ein, blond Mägdelein, schlag ein,
Und willst du mein liebliches Bräutchen sein,
So führ' ich auf schnellem Rosse
Dich fort zum prangenden Schlosse."

Der Köhler schlägt auf den Tisch und lacht:
„Heidi, das Glück ist kommen zur Nacht!"
Rot glüht die Wange des Kindes.
In der Kammer nicht findet sie Schlaf und Ruh';
Da ist ihr, als raune der Ritter ihr zu
Mit der flüsternden Stimme des Windes:
„Ich kehre zurück, blond Mägdelein,
Sylvesternacht soll Hochzeit sein." —
Die Morgensonne strahlt heiter,
Verschwunden sind Roß und Reiter.

Der Köhler flucht und brummt in den Bart;
Schon rüstet der Sommer die Hinnenfahrt,
Der Herbst bringt grämliches Wetter.
Es weht im Forst ein schneidender Wind,
Nach Beeren suchet das Köhlerkind,
Von den Bäumen fallen die Blätter.
Der Wald steht kahl, still rieselt der Schnee,
Der Maid ist's bang im Herzen und weh;
Auf dem Dache krächzen die Dohlen:
„Sylvesternacht wird er dich holen."

Gekommen ist die Sylvesternacht,
Die Maid im Kämmerlein liegt und wacht,
Im Stübchen die Uhr schlägt zwölfe;
Da hebt sich ein Sturm mit tobendem Braus,
Die Eichen krachen, es bebt das Haus,
Aengstlich heulen die Wölfe.
Es schwillt der Sturm — ein Blitzesschein,
Der Donner rollt, das Haus stürzt ein,
Flammend im Sturmesgewitter
Wirbt um sein Bräutchen der Ritter.

„Ich kehrte zurück, blond Mägdelein;
Sturmkönig will die Windsbraut frei'n!
Sitz auf, nun sind wir verbunden!"
Da saust's durch die Luft, — der Morgen loht,
Den Köhler fanden die Leute tot,
Das Köhlerkind war verschwunden.
Blond Mägdlein ist Herrin in Sturmkönigs Schloß
Und reitet mit ihm sein schnaubendes Roß;
In weißem Flattergewande
Brauset sie über die Lande.

Frühlingsschnee.

(Zu dem Bilde von N. Eysis.)

Die junge Erde ist erwacht,
Traumflüsternd regt sich noch ihr Mund,
Doch lüftet sie den Schleier sacht
Und über ihrem Haupte lacht
Ein Zweig voll Blüten, weich und bunt.

Vom grauen Himmel fällt's herab
Wie Blütenblätter, weiß und weich,
Rinnt fröstelnd bis ins Herz hinab . . . .
Und wieder ruht im Wintergrab
Die junge Erde, still und bleich.

E. P.



Frühlingsschnee. Von Nikolaus Gysis.

Die Seherin von Prevorst.

Von Dr. Carl du Prel.

In nebenstehender Zeichnung hat Professor Gabriel Max das Bild eines Wesens wiedergegeben, das für immer zu den merkwürdigsten zählen wird für Jeden, der den mystischen Seiten des Seelenlebens Interesse zuwendet. Mag auch die herrschende Denkmode des Tages der wissenschaftlichen Erforschung dieses Gebietes abgeneigt sein, so ist dieses doch nur von vorübergehender Bedeutung; denn ein Glaube, der, wenn auch in verschiedenen Formen, in allen religiösen Systemen wiederkehrt, und dem, von Platon angefangen, bis zu Kant und Schopenhauer alle großen Philosophen gehuldigt haben, daß nämlich die menschliche Individualität nicht beschränkt sei auf die irdische Erscheinungsform, kann zwar dann und wann im Bewußtsein der Menschheit zurückgedrängt werden, aber nie ganz daraus verschwinden.

Friederike Wanner wurde 1801 in dem mitten im Gebirge gelegenen württembergischen Dorfe Prevorst als Tochter eines Revierförsters geboren, vermählte sich in ihrem 19. Jahre mit einem gewissen Hauffe, und starb 1829 am 5. August zu Löwenstein in der Nähe ihres Geburtsortes. Kummer und Anstrengungen hatten in ihrer Kindheit den Grund zu körperlichen Leiden gelegt, von welchen sie in den letzten sieben Jahren ihres Lebens beständig heimgesucht war. Eine solche allgemeine Depression der Lebenskräfte ist schon in vielen Fällen der Anlaß geworden, jenes innere geistige Leben zur Entfaltung zu bringen, das uns verborgen bleibt — um mit Kant zu reden — „so lange Alles wohl steht," und das, ohne selbst krankhafter Natur zu sein, doch häufig für Krankheit gehalten wird, weil es gelegentlich einer solchen zum Durchbruch kommt. So entwickelte sich bei der Seherin ein natürlicher Somnambulismus, dessen hohe Bedeutung zu erkennen das Verdienst ihres behandelnden Arztes war, des auch als Dichter der schwäbischen Schule bekannten Dr. Justinus Kerner. Sie verbrachte die letzten drei Jahre ihres Lebens im Wohnorte desselben, in Weinsberg, dem am Fuße der historischen Ruine „Weibertreu" malerisch gelegenen Orte. Dort war sie gänzlich den Händen Kerners anvertraut, der mehr als dreitausendmal an ihrem Krankenbette stand, und darum in der Lage war, über den merkwürdigen Zustand der Seherin jenen ausführlichen Bericht zu erstatten, der in seiner Schrift „Die Seherin von Prevorst" (Stuttgart, Cotta) niedergelegt ist.

Damals war der von Mesmer entdeckte tierische Magnetismus auch in Deutschland allmählich bekannt geworden, erfuhr aber, wie es immer gerade bei den größten Entdeckungen geschehen ist, die heftigsten Angriffe von Seite der Vertreter der alten Systeme. Kerner aber, unbeirrt von den Vorurteilen seiner Zeit, erkannte den großen Wert des künstlichen Somnambulismus für solche Kranke, bei welchen die Natur selbst den natürlichen Somnambulismus hervorruft und dadurch dem denkenden Arzte einen Fingerzeig erteilt, daß er dieses Bestreben der Naturheilkraft unterstützen soll. Während die schulgerechte Behandlung den Zustand der Kranken nur immer mehr verschlimmert hatte, benützte Kerner diesen Wink der Natur und vermochte der Seherin wenigstens große Erleichterung zu verschaffen.

Das Buch von Kerner ist jedoch nicht etwa nur für Aerzte interessant; die größte Bedeutung hat es für den Philosophen; denn Frau Hauffe war ohne Zweifel die merkwürdigste aller Somnambulen, über welche Monographien erschienen sind.*) Wenn bei den meisten derselben nur die eine oder andere Seite des sogenannten Nachtlebens der Seele zu beobachten war, so zeigten sich bei der Seherin von Prevorst alle vereinigt, und ihre mystischen Fähigkeiten blieben nicht auf die subjektive Sphäre beschränkt, sondern erstreckten ihre Fühlfäden in die dem normalen Bewußtsein verschlossene äußere Welt. Schon aus ihren Kinderjahren sind zahlreiche Fälle von Ahnungen, Visionen, zweitem Gesicht, Gedankenlesen und Doppelgängerei verbürgt. Kerner sagt, daß bei ihr der Somnambulismus fast permanente Anlage war, und daß sie selbst im Wachen nie eigentlich wach im gewöhnlichen Sinne des Wortes war.

Unsere Wissenschaft steht übrigens dem Verständnisse solcher Wesen näher, als es gemeiniglich geglaubt wird. Wollen wir uns von solchen einen wissenschaftlichen Begriff machen, so müssen wir den Vergleichungsmaßstab des normalen Menschen anlegen, die normalen seelischen Funktionen analysiren und untersuchen, wieso eine Abweichung derselben nach der mystischen Richtung überhaupt denkbar ist. Nun sind es die Sinne und das Gehirn, die unsere Beziehungen zur Außenwelt vermitteln. Diese sind — wie uns der Darwinismus gelehrt hat — Entwicklungsprodukte, also auch noch weiterer Entwicklung fähig. Im biologischen Prozesse sind sie beständig gesteigert worden, und wir wissen nicht, welcher weiteren Steigerung sie noch fähig sind, zu der die keimartigen Anlagen offenbar in uns bereits liegen müssen. Vermöge der ihnen eigentümlichen Natur sind also Sinne und Gehirn zwar die Mittel unserer Wahrnehmung und Erkenntnis, aber auch zugleich die Schranken derselben. Unser Bewußtsein ist nicht für alle äußeren Eindrücke empfänglich, sondern ein, unbestimmbar wie großes, Stück der Natur bleibt uns verborgen. Die moderne Psychophysik spricht von einer Empfindungsschwelle; sie unterscheidet solche Einflüsse der Außenwelt, die vermöge ihrer Reizstärke diese Empfindungsschwelle überschreiten und uns dadurch zum Bewußtsein kommen, von anderen, die wegen ungenügender Reizstärke unterhalb der Schwelle verlaufen, d. h. unbewußt bleiben. Denken wir uns nun diese Empfindungsschwelle, die sich im biologischen Prozesse beständig beweglich gezeigt hat, auch individuell beweglich — wäre sie das nicht, so käme es auch biologisch zu keiner Steigerung — so hätten wir ein Wesen vor uns, welches vermöge seiner Empfänglichkeit für die geringen Reizstärken Dinge sieht und erkennt, die dem normalen Menschen verborgen bleiben, weil ihn seine Empfindungsschwelle davon isoliert. So ist es also gerade der Darwinismus, der uns zur Mystik führt. Die exakte Naturwissenschaft hat in der Theorie der Erkenntnis den Nachweis geführt, daß wir unter vielen Dingen leben, die wir nicht sehen, sie vergaß aber den Zusatz, daß die Empfindungsschwelle bei Ausnahmsindividuen sich beweglich zeigen kann, woraus höchst merkwürdige Aufschlüsse über die Welt zu gewinnen sein müssen.

*) Von solchen Monographien sind insbesondere zu nennen: 1) Dr. Meier und Dr. Klein: Geschichte der magnetisch hellsehenden Auguste Müller. (Stuttgart 1818.) 2) Strombeck: Geschichte eines allein durch bie Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus. (Braunschweig 1813.) 3) Römer: Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambulen. (Stuttgart 1821.) 4) Dr. Wiener: Selma, die jüdische Seherin. (Berlin 1838.) Gebildeten Aerzten sage ich damit nichts Neues; es sind aber diese Schriften auch für jeden Laien sehr interessant.



Die Seherin von Prevorst. Von Gabriel Max.

Ein solches Wesen war die Seherin von Prevorst. Sie lebte in einer uns verschlossenen Welt; man könnte fast sagen, daß in ihr der Zukunftsmensch seinen Schatten vorauswarf, weil sich bei ihr individuell zeigte, was erst eine biologische Steigerung zur Entfaltung bringen kann: die Verlegung der Empfindungsschwelle. Sie lebte in einer innigeren Naturverbindung, als wir Anderen. Metalle und Pflanzen, Tiere und Menschen wirkten auf sie in einer von uns ungeahnten Weise ein.

Für die Seherin selbst, wie für ihren Arzt, waren ihre Erlebnisse, besonders Alles, was an die vom Skepticismus der Unwissenheit noch immer geleugneten Phänomene der Mediumität streifte, schwer begreifliche Dinge. Aber Kerner war weit davon entfernt, Thatsachen wegen ihrer Unbegreiflichkeit zu leugnen. Er erzählt sie einfach und schmucklos, und überläßt es dem Leser, eine Erklärung zu finden. Für die Realität der Thatsachen steht aber nicht nur Kerner ein; Gelehrte aller Art, Professoren, Aerzte und Privatleute bestätigten sie, und manche Aussage der Seherin hat sich bei nachträglicher Nachforschung in Archiven in Uebereinstimmung gezeigt mit urkundlichen Dokumenten, von welchen vorher Niemand Kenntnis hatte. Daß gleichwohl diese Thatsachen von Solchen geleugnet wurden, die nie die Seherin zu Gesicht bekamen, und jede Mühe der Untersuchung verschmähten, versteht sich von selbst. Wo die größte Verständnislosigkeit zu finden war, da waren auch die Angriffe von größter Maßlosigkeit, und gar in den Tagesblättern suchte man die Thatsachen dadurch los zu werden, daß man die Seherin für eine Betrügerin erklärte, Kerner aber für den Betrogenen.

Es hieße solchen Gegnern, welche die Verleumdung dem Geständnisse ihres Unverstandes vorziehen, zu viel Ehre erweisen, wenn man die Angegriffenen in Schutz nehmen wollte. Kerner war sowohl als Dichter, wie als Arzt, von seinen Bekannten hochgeschätzt; die Seherin aber war ein einfaches Landmädchen von untadelhaftem Charakter, und wer sie kannte, konnte sie in dieser Hinsicht nicht genug loben. Noch kurz vor ihrem Tode beschämte sie ihre Feinde, indem sie — was bei Somnambulen in der Krise sehr häufig vorkommt — ihren Empfindungen rhytmischen Ausdruck in den Versen verlieh:

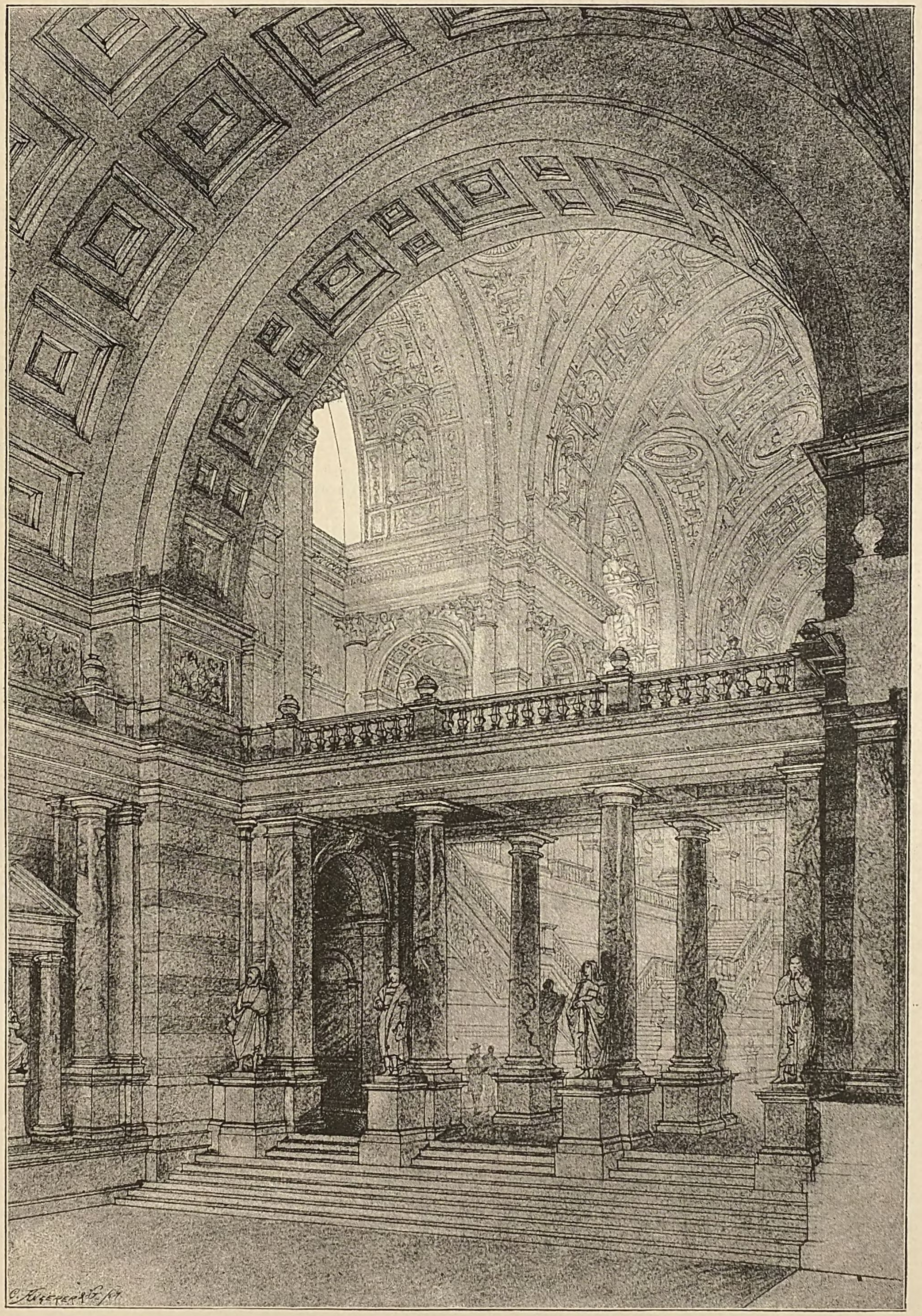
Wie soll ich Euch denn nennen,
Ihr, die ihr mich betrübt?
Ich nenn' auch Euch nur — Freunde;
Ihr habt mich nur geübt.

Mit Zweiflern auf diesem Gebiete ist freilich auch heute noch nicht zu streiten. Sie haben alle die gleiche Taktik: je mehr Beweise beigebracht werden, desto mehr steigern sie ihre Anforderungen. Sie gehören zu jenen ärgsten Blinden, die nicht sehen wollen. Es fehlte übrigens der Seherin auch nicht an ehrlichen Gegnern der mystischen Richtung. David Strauß, welchem doch auch durch die merkwürdigen Ereignisse in Weinsberg sein wissenschaftliches System arg verrückt wurde, der aber ehrlich und mit Kerner freundschaftlich verbunden war, schrieb in seinen „Charakteristiken und Kritiken": „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Thatbestand von Kerner's Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falsche Beobachtung des Arztes unterstellen, — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kerner'schen Schrift in den Stand gesetzt sind". Und in der Schilderung seiner Reise nach Weinsberg spricht er von der Seherin mit den Worten: „Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung übergossen, die Sprache das reinste Deutsch" — auch dieses ist eine häufige Erscheinung bei Somnambulen, ohne Rücksicht auf Stand und Erziehung derselben — „der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ; der Inhalt überschwängliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Aeolsharfe, Unterhaltungen mit oder über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt vor uns zu haben".

Was mich persönlich betrifft, als ich zum ersten Mal ein Bild der Seherin in die Hand bekam, so nannte ich sie unwillkürlich eine Schwester des Dante, und beim Vergleiche mit dem Bilde des italienischen Dichters, welches Witte seiner Uebersetzung der göttlichen Comödie vorangestellt hat, ist die Aehnlichkeit in der That höchst auffällig, wenn auch die strengeren Züge Dante's bei der Seherin ins Weibliche gemildert erscheinen.

Es fehlte nicht an Solchen, welche den Krankheitszustand der Seherin zur Erklärung heranzogen, und von Hallucinationen sprachen, — ein Wort, das sich zur rechten Zeit einstellt, wo die Begriffe fehlen. Aber davon abgesehen, daß oft ganz gesunde Leute Zeugen der Phänomene in Weinsberg waren, daß nicht nur ihre Familienangehörigen, sondern auch Kerner selbst, ihre Wärterin, fremde Personen, sogar der Haushund manchmal die Phantome sahen, von welchen die Seherin sprach, ist es bekannt genug, daß das Gehirnleben selbst innerhalb schwerer Leidenszustände normal, ja sogar gesteigert sein kann. Es kommt also darauf an, in dieser Hinsicht Aufklärung zu erhalten, die Dr. Off, der die Sektion der Leiche vornahm, auch gab. Derselbe fand das Gehirn so bewunderungswürdig schön gebaut und in allen Teilen so gesund, daß er erklärte, noch nie ein gesunderes und besser gebildetes Gehirn in einem Menschen getroffen zu haben. Auch andere berühmte Aerzte waren noch zu Lebzeiten der Seherin von ihrer Ehrlichkeit und Zurechnungsfähigkeit so sehr überzeugt, daß sie Patienten, welchen sie nicht helfen konnten, zu dieser sandten, die nach Art vieler Somnambulen nicht nur die Diagnose von Krankheiten vornahm, sondern auch häufig erfolgreiche Mittel der Heilung angab. Insbesondere war es die Heilung der Gräfin Maldeghem, wodurch die Seherin große Berühmtheit erlangte.

Die moderne Wissenschaft, wiewohl sie, wie gesagt, einige Daten zur Erklärung der Phänomene in Weinsberg besitzt, zählt gleichwohl die Schrift von Kerner zu den verbotenen. Sie hat so gut, wie die römische Kurie, ihren Index verbotener Bücher, und steht in dieser Hinsicht auf gleicher Stufe mit ihr. Man hält es nicht für erlaubt, Bücher, die der zufälligen Richtung der Tageswissenschaft zuwiderlaufen, zu lesen oder gar daran zu glauben. Richtig ist allerdings, daß die Wissenschaft zur vollständigen Erklärung solcher Individualitäten noch lange nicht reif ist. Die wenigen vorhandenen Erklärungsdaten liegen zudem in verschiedenen Wissenszweigen der Art zerstreut, daß schon aus diesem Grunde bei der heutigen Zersplitterung der Wissenschaft in Einzelfächer ein Verständnis von Kerner's Buch nur selten getroffen werden kann. Was die Seherin von ihrem inneren Zahlensysteme sagt, steht in merkwürdiger Uebereinstimmung mit Aeußerungen solcher Philosophen, die, wie Pythagoras und Platon, weniger reflektiv nach Begriffen, als intuitiv zu ihren Einsichten gelangten; denn auch bei Somnambulen ist ja kein reflektives Wissen, sondern nur intuitives Schauen vorhanden. Die Art ferner, wie die Seherin die von ihr entworfenen mystischen Zeichnungen, Sonnenkreis und Lebenskreis, erläutert, stimmt sehr auffällig zu altindischen Vorstellungen. Was endlich von ihren somnambulen Fähigkeiten erzählt wird, erinnert an die Fähigkeiten der neuplatonischen Philosophen in Alexanderia, sowie hindostanischer Philosophen, die ja bekanntlich den Somnambulismus in sich zur Entwicklung zu bringen bestrebt waren, um so philosophische Einsichten zu gewinnen, die die Reflexion nicht zu erreichen vermochte. Aber auch was von neueren Aerzten über die bei Sterbenden auftretenden Fähigkeiten berichtet wird, findet sich



Studie zum Mittelraum eines Monumentalbaues. Von Friedrich Thiersch.

vereinigt bei der Seherin, so daß Kerner's Wort zutrifft, sie sei wie ein durch eine Fixierung zwischen Leben und Tod zurückgehaltenes Wesen gewesen.

Im Mittelalter konnte es geschehen, daß je nach der Richtung, die der Somnambulismus nahm, und den man nur aus dem religiösen System heraus zu erklären vermochte — wie ja teilweise die Seherin selbst noch — die Einen als Hexen verbrannt, die Anderen als heilige Personen verehrt wurden. Darum finden wir auch in der christlichen Mystik und im Hexenwesen Parallelerscheinungen zu denen der Seherin, z. B. ihre spezifische Leichtigkeit im Wasser, was an die Wasserprobe der Hexen erinnert. So ist es denn kein Wunder, daß die heutige Wissenschaft, die vermöge ihres Umfangs es dem Fachgelehrten unmöglich macht, sich in allen diesen Gebieten umzusehen, eben darum den Unglauben in einer von ihr nicht gepflegten Richtung zur herrschenden Mode gemacht hat, worüber schon Kant, Schopenhauer, Lessing und Andere eben mit Bezug auf das, was mit Geistererscheinungen zusammenhängt, geklagt haben. Wer aber über die Seherin von Prevorst abfällig urteilen will, kann nicht freigesprochen werden von der Verpflichtung, sich erst in der indischen, griechischen, alexandrinischen und deutschen Philosophie, wie in der mittelalterlichen Mystik umzusehen, insbesondere aber den Somnambulismus eingehend zu studieren. Wer dieser Bedingung nicht genügt, soll sich auch kein Urteil anmaßen. Eben darum kann Kerner's Buch und etwa noch das zu seiner Verteidigung geschriebene Buch von Gerber „die Nachtseite der Natur" zwar Solchen empfohlen werden, die geneigt sind, etwas zu lernen; wer aber vorweg entschlossen ist, abzuurteilen der müßte darauf aufmerksam gemacht werden, daß er nicht stimmberechtigt ist, solange er obigen Bedingungen nicht genügt hat. Nimmt er dagegen diese Aufgabe auf sich, dann wird er ohne Zweifel die Erfahrung an sich machen, daß ihm die anfängliche Lust, abzuurteilen, inzwischen vergangen ist.

Kerner war keineswegs vom modernen Spiritismus „angesteckt". Er war vielmehr ein Vorläufer dieser erst später in Amerika aufgetretenen Richtung, deren ohne wissenschaftliche Kontrole gepflegten Anfänge von ihm sogar verurteilt wurden. Heute dürften freilich wenige Deutsche Lust haben, den Spiritismus für Deutschland zu reklamieren, später aber wird das um so sicherer geschehen, wenn er einmal von seinen Auswüchsen gereinigt sein wird. Inzwischen aber ist es erklärlich, daß Kerner's Buch das gleiche Schicksal theilt mit dem Spiritismus, der von seinen Gegnern seit vierzig Jahren beständig totgeschlagen wird, aber noch immer lebt; der von seinen Feinden nicht verstanden wird, weil sie ihn nicht studieren. Es können eben die gestellten Vorbedingungen Keinem erlassen werden, der die Seherin von Prevorst, wie den Spiritismus verstehen will, wie überhaupt Keinem, der sich von Goethe's Worten verleiten läßt:

> Und laß' dir raten,
> Habe die Sonne nicht zu lieb, und nicht die Sterne,
> Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!

Wenn einmal die Wissenschaft nach ihrer vorübergehenden, leider nicht zu umgehenden Zersplitterungsperiode wieder mehr Sammlung gewonnen haben wird, wird das Buch von Kerner dem Verständnis der Menschen von selbst näher rücken; dann aber wird es auch für immer zu den klassischen Büchern der mystischen Richtung gezählt werden.

Als ich einst, eben in Begleitung von Gabriel Max, dem wir das ergreifende Bild der Seherin verdanken, nach Weinsberg reiste, und gegen Abend auf dem hochgelegenen Kirchhof von Löwenstein stand, wo, grell von der schon dem Untergang zugeneigten Sonne beschienen, das große Metallkreuz auf dem Grabhügel der Seherin weit in die Ebene hinableuchtete, da wollte es der Zufall, daß hoch über dem Kirchhof ein Luftschiffer in seinem gebrechlichen Fahrzeug ostwärts schwebte. Auch dieses sah aus wie eine Mahnung, uns mehr an die Wissenschaft von greifbaren Resultaten zu halten. Denn wenn wir mit den Flügeln des Geistes uns über das Irdische erheben wollen, sind wir dann nicht in Gefahr, zum Ikarus zu werden? Hat doch sogar ein Adept, wie Faust, die Klage ausgestoßen:

> Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
> Kein körperlicher Flügel sich gesellen!

Warum also, so schien es uns sagen zu wollen, sollten wir uns nicht an jene Wissenschaft halten, die uns schon so viele Früchte getragen hat, und in jenem Luftschiffer die Zeit ankündigt, da wir wenigstens mit körperlichem Flügel über unsere Scholle uns erheben werden? Aber der Reiz, der Jeden umstrickt, dem das Gebiet der Mystik sich aufgethan hat, läßt eine Beschränkung auf die Wissenschaft der greifbaren Resultate nicht zu. Ganz vergeblich kann ja die Hoffnung nicht sein, der die Menschheit nie ganz entsagt hat, daß wir noch Sicheres erfahren werden über jenes geheimnisvolle Land, zu dem wir den geistigen Flügel suchen. Wenn aber das jemals der Fall sein wird, wenn uns die Blindheit genommen sein wird für die Dinge, welche das Grab deckt, dann werden wir, darüber ist kein Zweifel, nicht nur besser zu leben wissen, sondern auch besser zu sterben, und — wer weiß es denn? — wir werden vielleicht sterben, wie die Seherin von Prevorst — mit einem Freudenschrei.



Auf Wache. Von August Kühles.



Verschiedene Passagiere. Von Karl Raupp.

Einige Pfingstworte über modernes Bildungswesen.

Von Franz von Holtzendorff.

1.

Nicht gering ist die Anzahl der rätselhaften Worte, deren innerster Begriff durch die Häufigkeit des Gebrauches *verdunkelt* wurde. Es ergeht solchen Ausdrücken wie den kleinen Münzen, die durch die Verausgabung von Hand zu Hand allmählig die Deutlichkeit des Gepräges einbüßen.

Ein solches Allerweltswort der neuesten Zeit ist die „*Bildung*". Wer besitzt *Bildung* und wer darf sich selbst zu den „*Gebildeten*" zählen? Es dürfte nicht so gar leicht sein, die Merkmale der Bildung zu bestimmen.

Bildung des Menschen ist niemals ein fertiger Zustand, sondern ein unausgesetzt thätiges Verhalten der Persönlichkeit zu den Urkräften, die den menschlichen Geist in Bewegung setzen. Streng genommen gäbe es in Wirklichkeit keine völlig *Gebildeten*, das heißt keine weiterer Vervollkommnung unfähige Menschen.

Gebildet ist folglich nur der *bildende* Mensch, der seiner geistigen Unzulänglichkeit sich bewußt wurde und nach dem Maße seiner Kräfte darnach trachtet, sich selbst und andere zu bilden.

2.

Eine Verneinung des wahren Bildungsbegriffes findet sich in der *Einseitigkeit*, die nur die Fertigkeit bestimmter Anlagen und Eigenschaften ins Auge faßt. Fachgelehrte, die ihr Leben ausschließlich der Erkenntnis vereinzelter Gegenstände weihen, ohne innere Anteilnahme für das Allgemeine zu empfinden, sind wegen dieser Teilnahmslosigkeit aus der höheren Bildungsgemeinschaft ausgeschlossen. Das Gleiche gilt von dem sogenannten Virtuosentum in der Künstlerschaft.

Da das Zentrum aller Bildung in dem Verhalten der menschlichen Persönlichkeit liegt, so erfordert der Bildungsinhalt auch einen Zusammenhang unter den Hauptbestandteilen unseres geistigen Daseins.

Die wesentlichen Bildungsrichtungen gehen daher sowohl auf unsern Verstand, als auch auf das empfindende Gemüt und die vorstellende Kraft der Phantasie.

3.

Das Mißverhältnis in dem Bildungscharakter der einzelnen Menschen, der verschiedenen Nationen und Zeitepochen ergibt sich aus den Verschiebungen der richtigen Verhältnisse, in denen die Bildungsrichtungen zu einander stehen sollten.

Mit diesem Maßstabe vergleicht der Kulturhistoriker die Bildungszustände der Griechen, Römer, Araber, Italiener. Dominiert bei orientalischen Völkern im Allgemeinen die Einbildungskraft und das Empfindungsvermögen in derjenigen Stärke, welche erforderlich ist, um neue *Weltreligionssysteme* zu schaffen, so überwog bei den Römern jener praktische Verstand und die Verstandesbildung, welche ein *Weltrecht* schufen.

Durch *universale* Bildungsanlage hervorragend erscheinen vergleichungsweise die alten *Hellenen* und die *Deutschen*, soweit sie sich in Schiller und Göthe geistig repräsentiert wissen.

Universalität der Bildungsanlagen schließt aber Entwickelungsschwächen gewisser Zeitperioden und Charakterfehler nicht aus. Hellenen und Deutsche waren gleichzeitig durch Mangel an politischer Volksbegabung gekennzeichnet.

4.

Die Mängel und Fehler des jeweiligen Volksbildungswesens zu bestimmten Zeitperioden *im Zusammenhange aller öffentlichen Verhältnisse* richtig zu erkennen, ist eine der höchsten Aufgaben des *Staatsmannes*. Lehrer und Philologen sind, weil ihr Blick an den technischen Dingen haften muß, dazu aus demselben Grunde *selten* befähigt, aus welchem Richter, die täglich gute und schlechte Gesetze neben einander anzuwenden haben, die großen Aufgaben der Gesetzgebung nur schwer erfassen.

Die Ueberschätzung technischer Schwierigkeiten, die so viele Schulmänner befangen hält, bildet ein ebenso großes Hindernis rechtzeitiger Schulreform, wie der Wahn, mit allgemeinen Redensarten, ohne Beihilfe sachverständiger Erfahrungen, vorwärts zu kommen.

5.

Unter den Reformen der Zukunft nimmt die Forderung *gründlicher* Umgestaltung des Bildungswesens und zwar zunächst auf den mittlern und höhern Stufen, einen hervorragenden Platz ein.

Die Hauptschwäche des modernen deutschen Mittelschulwesens liegt in der Kombination einer großen Vielheit der Unterrichtsgegenstände mit der höchst *einseitigen* Richtung auf eine durch Sprachstudien vermittelte Verstandesbildung, der die Aequivalente *sittlicher* Widerstandskraft, lebendiger *Phantasie* und einer an der Natur geübten *Beobachtungsgabe* fehlen.

6.

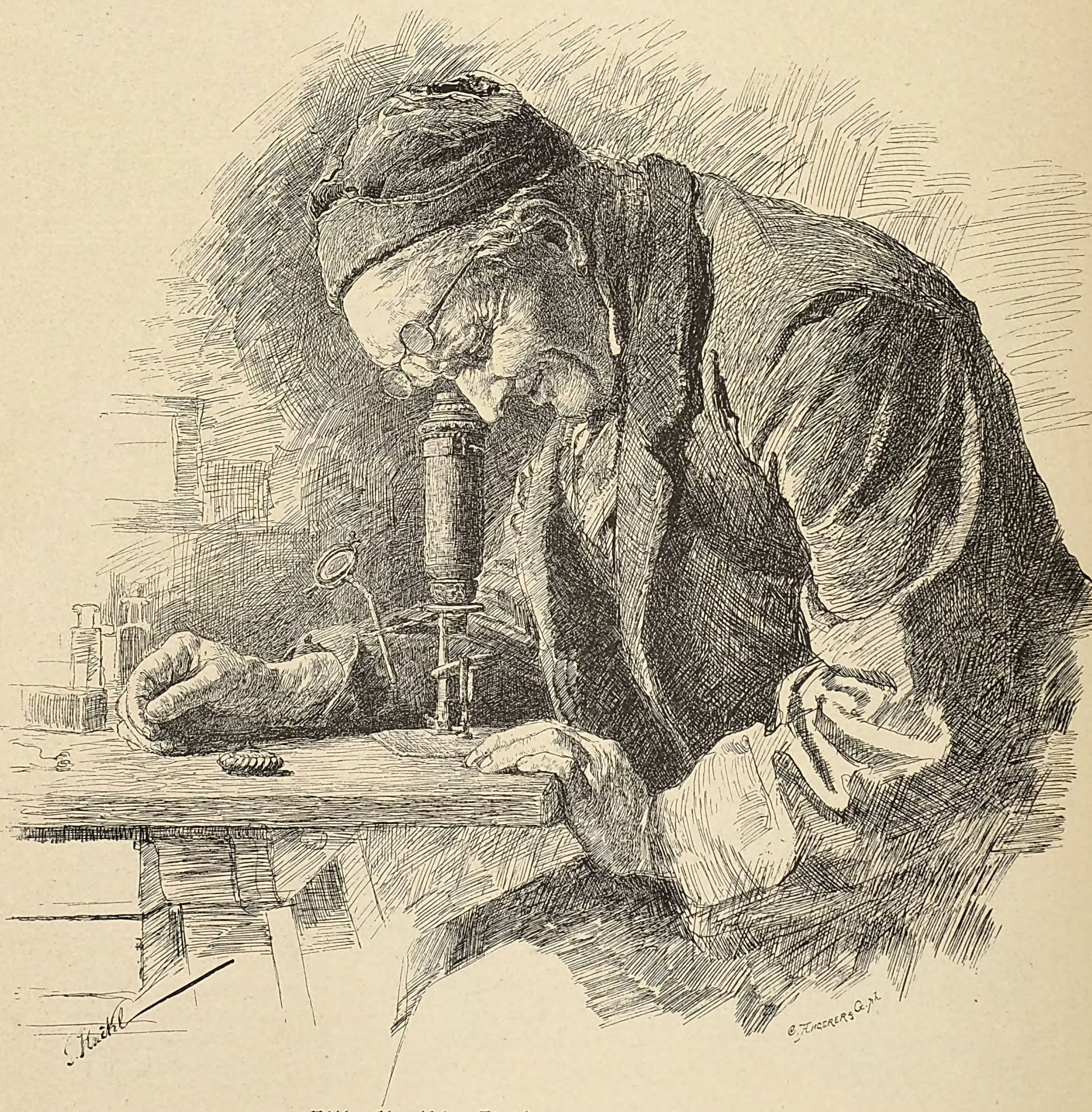
Was man *Ueberbürdung* auf den gelehrten Schulen nennt, beruht nicht in dem Uebermaß der geforderten Leistungen, sondern vielmehr in dem allgemein fühlbar gewordenen *Mindermaß* der Leistungsfähigkeit auf Seiten pädagogisch unzulänglich gebildeter Lehrer und *einseitig* mit ihrer Verstandeskultur bedrückter Schüler. Dem Lastträger vergönnt man es, die Schulter zu wechseln, wenn die Bürde auf *eine* Körperstelle zu schwer drückt. Die vorherrschende Empfindung der Ueberbürdung läßt sich mit Gegengründen nicht wegdisputieren, sondern nur durch geeignete Abwechselung in geistigen, sittlichen und physischen Kraftübungen überwinden.


Abend-Ruhe.
Andantino.
Lothar Meggendorfer.
pp
mf
p
pp
rall.
morendo

7.

Der höchste Prüfstein echter Volksbildung und guter Schulanstalten ist die Allgemeinerscheinung einer sittlich strengen, wahrheitsliebenden, wißbegierigen, begeisterungsfähigen, opfermutigen, fröhlichen Jugend. Vielen will es scheinen: die mattherzigen, schwachen und müden Naturen seien in der Zunahme begriffen. Möchte man sich in dieser Annahme täuschen!

Versäumnisse in den Schulreformen sind für das Volksleben auf die Dauer gefährlicher, als ein plötzlicher Umsturz auf dem politischen Boden. Denn langsam und unsichtbar schleichende Gifte beschädigen die Gesellschaft sicherer, als eine tiefere, aber schnell verbundene, durch schleuniges Eingreifen heilbare Verwundung.



Mikroskopische Studien. Von Gabriel Hackl.

Sarah.

Von Julius Grosse.

Küß' die Hand Euch, schöne Dame, die mich gnädig aufgelesen
Auf dem Schlachtfeld und gepflegt hat im Spital mich armes Wesen.
Ach, noch heißer wollt' ich danken, hättet Ihr mich liegen lassen,
Mich, die fremde braune Wachtel, die Zigeunerin von den Gassen. —

Küß' die Hand Euch, schöne Dame, huldvoll seid Ihr, reich an Güte,
Zwar Ihr wollt mein Leben wissen, das so rasch im Sturm verblühte.
Wohl, so hört mich an in Gnaden: In der Pußta fern geboren
Auf der braunen Ungarheide, an den schilfumwehten Mooren,
Unter Pferden, braunen Hirten, wuchs ich auf als nackte Krähe;
Meine Mutter war gestorben. Wohl mir, wenn's auch mir geschähe;
Doch, den sie mir Vater nannten, war ein Mann von dreißig Lenzen,
Hochgeehrt als Kesselflicker. Schien sein Gram auch ohne Grenzen,
Als die Mutter hingestorben, blickt er bald doch nach den Andern,
Wählte bald ein anderes Weib sich — das gehört sich so beim Wandern.
Und ich wurde ausgestoßen, wär' verhungert auf der Haide,
Keiner dacht des nackten Kindes auf der braunen Pferdeweide.
Nur die lahme Kartenschläg'rin, selbst die Aermste von den Armen,
Zog mich auf mit ihrem Janosch, nur bei ihr fand ich Erbarmen.
Janosch hieß der braune Krauskopf mit den lustigen Schelmengruben,
Zwei der Köpfe war er größer, war der schönste aller Buben. —

Sonderbar oft schien mein Wesen und den Andern nicht geheuer,
Starrt' ich mit den großen Augen stundenlang in's Lagerfeuer;
Stundenlang abseits im Buschwerk konnt' ich unbeweglich kauern,
Denn ein Kummer lastet auf mir und ein lebensmüdes Trauern.
Unbeweglich konnt' ich kauern mit den ungekämmten Locken,
Denn ich dachte tiefe Dinge, war oft vor mir selbst erschrocken.
Dachte trauernd meist der Mutter, denn von klein auf hört' ich sagen:
Sarah brachte sie um's Leben, weil sie aus der Art geschlagen.
Niemals küßte mich mein Vater, kost' er auch mit meinen Schwestern
Kost' er auch die zweite Mutter; beide hört' ich auf mich lästern,
Und man schlug nach mir im Zorne, und man warf nach mir mit Scherben,
Denn ich sei die böse Hexe, und mein Blick schon bringe Sterben.
Nur die lahme Kartenschläg'rin pflegte meiner Not verstohlen,
Sammelt' oft die letzten Brocken auf dem Schneefeld aus den Kohlen,
Nur der Janosch trieb dann Kurzweil, bald mit Springen, bald mit Singen,
Toll und bunt und ausgelassen, um zum Lachen mich zu bringen.

Unser Stamm war kein erles'ner, zählt er auch an dreißig Köpfe;
Zwar von Armut sprachen nimmer Henkelmünzen, Silberknöpfe;
Weiber trugen Perlenschnüre, goldne Spangen, bunte Federn,
Männer trugen sammt'ne Jacken, Koller auch von feinen Ledern.
Oft ein buntes Treiben war es, wenn wir uns am Wald gelagert,
Auch vier Wagen waren unser, Pferde klein und abgemagert,
Hunde zottig, wild wie Wölfe, — auch ein Paar gefleckter Schweine
Liefen mit. Von Ort zu Orten zogen wir im Sonnenscheine,
Ich die Letzte mit der Alten, niemals war ein Platz im Wagen;
Weil ich niemals betteln wollte, ward ich blutig oft geschlagen.

Also gingen Mond um Monde, Jahr um Jahre hin eintönig,
Aber eins war meinem Leben reicher Trost wie keinem König.
Lebt' ich elend auch auf Heiden in den menschenöden Weiten,
Mein Erzähler war der Sturmwind: Märchen sang er mir zu Zeiten,

Mein Vertrauter war das Feuer, meine Gottheit ewige Sterne,
Meine Sehnsucht und mein Heimweh war des Himmels blaue Ferne.
Ach, wie liebte ich die Nachtzeit, die der Armut gab Gewande,
Und wie haßte ich die Sonne, die mich hüllte nur in Schande.
Nur die Nacht umfloß mein Sehnen oft mit gold'nen Zukunftsbildern,
Und mein Geist begann zu schauen Wonnen, Träume, — nicht zu schildern;
Ferne Dinge konnt' ich spähend in der Jahre Schoß erkunden,
Konnt' aus Menschenhänden deuten Glück und Liebe, Leid und Wunden,
Konnte lesen auch aus Karten Sturm und Sterben, Krieg und Frieden,
Also war ich bald gefürchtet, war auch bald seitdem gemieden
Als die Hexe meines Stammes. Nur der Janosch traf mich einsam,
Er verstand mich, und wir sprachen, und wir träumten dann gemeinsam,
Sprachen viel von Gott und Sternen, Vogelflug und Irrwischtänzen,
Und der Janosch, er verstand mich, und ich sah sein Auge glänzen.

Küß' die Hand Euch, schöne Dame, mögt Ihr lächelnd meiner spotten,
Ja die arme Heidekrähe, ärmste aller Sommermotten,
War verliebt in ihren Janosch — ahnungslos. Wie Frühlingswittern
Fühlt' ich's selig schon im Schneesturm grüßen, und ein heimlich Zittern
Fühlt' ich schaudernd, fühlt' ich bebend, wenn er meine Hand berührte;
Wie ein Wandeln war's auf Wolken, wenn er mich auf Felsen führte,
Wie ein Wandeln war's im Traume, — wunderbar war mir zu Mute,
Heißes Brennen fühlt' ich lodern, wenn sein Auge auf mir ruhte;
Keine Thorheit gab es wahrlich, die ich nicht im Traum begonnen,
Ach und tausend Todesqualen brachten selbst die reinsten Wonnen!
Daß sein Lieben nichts als Mitleid, wie sich's später offenbarte,
Daß sein Mitleid nur voll Freundschaft, die von kleinauf er bewahrte,
Ach, das Alles schuf mir Zweifel, schuf mir bitt're Seelenschmerzen,
Doch mein Wahn, mein Stolz begrub sie tief im selbstbetrogenen Herzen.
Damals hört' ich auch von Engeln, die im Himmelsäther schweben,
Und ich wähnt', ich sei ein solcher schon im ärmsten Erdenleben.
Heil'ge Gluten fühlt' ich trunken mir vom Hirn zum Herzen dringen,
Um die Schultern fühlt' ich's rauschen, gleichwie mächtige Geistesschwingen;
Aber schlug ich dann zu Boden die verzückten Augen nieder,
Schreckte mich die eig'ne Blöße, schreckten mich die braunen Glieder,
Meint' ich vollends dann zu hören, rings der Andern Spott und Höhnen,
Konnt' ich weinen um mich selber, und im Mitleid um mich stöhnen.
Wahrlich dann Verzweiflung war es, die mein Denken schwarz umnachtet,
Sah ich mich, die Ausgestoß'ne, so verspottet und verachtet —
Nur der Janosch dann verscheuchte scherzend solche Nachtgedanken,
Kurzweil trieb er, tröstend sprach er, wie man sonst nur spricht mit Kranken.

Eines Tags im großen Dorfe, wo wir lagerten im Dunkel,
Bracht' er mir ein Ohrgehänge, köstlich blitzte das Gefunkel,
Bracht' er mir ein seid'nes Tüchlein als ein treues Liebeszeichen;
Zwar gestohlen war's unfehlbar, dennoch schien 's mir ohne Gleichen.
Doch das Glück war nicht von Dauer, denn sie höhnten und sie lachten:
Seht, die Hexe will sich putzen! Sprachen laut dann, was sie dachten:
Muß ein heimlich Liebchen haben, weh' dem Armen, weh' dem Thoren,
Denn er fliegt mit ihr zur Hölle, denn er ist mit ihr verloren!
Tief gekränkt war ich um Janosch, denn ihn wurmte das Gerede,
Und er bot in jähem Zorne, manchem Frechen Streit und Fehde.
Bergen wollte ich die Schätze, die mich erst mit Stolz erfüllten,
Doch wohin? — denn meine Lappen kaum die nackten Glieder hüllten —
Drum in's Haar grub ich den Goldschmuck, — in den Locken tief verborgen
Trug ich fürderhin mein Kleinod, — trug es heimlich ohne Sorgen.



Liebesorakel. Von Heinrich Rasch.

Küß' die Hand Euch, schöne Dame, damals war's zum erstenmale,
Als mein Auge Euch erblickte. Wißt Ihr noch im Gartensaale, —
Elend, Hunger und Verzweiflung war wie Nacht auf mich gekommen;
Damals habt Ihr mich voll Mitleid milde bei der Hand genommen,
Euer Wort und liebes Lächeln und das Haus am Märchengarten,
Alles war so licht und strahlend, als wenn Engel uns erwarten.
Dennoch wollt' es mich erbittern, als Ihr mild zu mir gesprochen,
Fühlt' ich Groll im tiefsten Herzen, fühlt' ich Neid im Busen kochen,
Bis das Kleidchen, das Ihr gabet — längst wohl habt Ihr es vergessen —
Stolz mich machte, überglücklich; — reich erschien ich mir vermessen.
Kleider gabt Ihr, denn Ihr schämtet Euch der Glieder, der entblößten,
Der herangewachs'nen Wilden, mit dem Haar, dem aufgelösten.
Eilig lief ich so zu Janosch, wie die schönste aller Bräute,
Und er teilte mein Entzücken; selig noch gedenk' ich heute
Jenes schönsten Tags des Lebens. Manchen bösen Blick der Andern
Fühlt' ich nimmermehr in Freuden. Fröhlich ging's zum Weiterwandern.
Bald doch kam die Zeit des Kummers, kam die Zeit zurück der Klagen;
Bis zum Herbste, bis zum Winter war das Kleidchen abgetragen,
Bis zum Winter war die Liebe meines Janosch hingeschieden,
Denn er schämte sich der Armut, hat fortan mich scheu gemieden.
Und er nahm das reichste Mädchen sich zur Frau aus unſ'rem Stamme,
Damals fleht' ich auf zum Himmel, daß er ihn und sie verdamme.

Wie ich's weiter überlebte, — nimmer weiß ich es zu sagen,
Nacht und Wahnsinn hat die Sinne, hat die Seele mir zerschlagen;
Sah ich sie am Feuer plaudern, oder unter wilden Rosen
Traulich beieinander sitzen und die Welt vergessend kosen,
Wollt' ich mich um's Leben bringen, doch es weigerten die Sterne.
Ach, und wenn ihr Lachen tönte, und ich hört' es in der Ferne,
Schluchzend auf dem Angesichte lag ich da und biß die Erde,
Biß in Nesseln, schlug im Zorne auf die Hunde, auf die Pferde;
Zehnmal wollt' ich mich erhungern, zehnmal in die Fluten springen,
Zehnmal wollt' ich mir das seid'ne Tüchlein um die Gurgel schlingen!
Doch der Leib besiegt' den Willen, ach nach langen Leidenswochen
Nagt' ich hungrig Schimmelrinden, nagt' ich gierig hohle Knochen,
Ja die weggeworf'nen Knochen, die ich auf dem Weg gefunden!
Ach, ich glich gescheuchten Rehen, — glich noch mehr gehetzten Hunden,
Weiß es selbst nicht, wie ich lebte; tausend Messer fühlt' ich wühlen
In der Brust, ein ungeheurer Todesschmerz war all mein Fühlen.
Oft dann wollt' ich auch entfliehen und den Heimatstamm verlassen,
Oft auch Janosch' Liebste morden, — ohne Grenzen war mein Hassen,
Doch der Hand gebrach die Stärke, und so ist es nie geschehen,
Sicher auch mein Ende war es, Janosch nimmermehr zu sehen!

Küß' die Hand Euch, schöne Dame, Dank Euch, daß Ihr gütig höret;
Niemand weiß was ich gelitten, — gottverlassen, hirnverstöret.
Endlich kam ein Tag entscheidend. Wenig zwar mir konnt' es frommen:
Janosch wurde zum Soldaten, mit Gewalt ward er genommen,
Seine Sascha schrie und heulte, raufte sich die schönen Locken.
Ich jedoch vernahm's mit Freude, meine Augen blieben trocken;
Aber als die Nacht gesunken, wußt' ich meinen Weg zu wählen,
Trachtete ihm nachzufolgen, sei's mit Betteln, sei's mit Stehlen.
Wohl verstand ich wahrzusagen, prophezei'n und Kartenlegen,
Also konnt' ich Kleider kaufen, und die Kunst, sie ward zum Segen.
Schlief auch wohl in Bauernscheunen, fuhr auch wohl auf Bauernwagen,
Ward nicht müde hier und dorten meinen Janosch nachzufragen;



Die Lektion. Von Ernst Berger.

Und es hieß, sein Regiment sei noch in Pest. Wie ich mich freute, —
Doch bevor ich hingekommen, sprachen wieder and're Leute:
Daß ein großer Krieg entbrannt sei zwischen Fürsten großer Staaten;
Fort nach Norden, fort nach Böhmen längst marschierten die Soldaten.
Zwar in Pest noch macht' ich täglich, macht' ich wunderbar Geschäfte,
Zwar zuerst bei nied'rem Volk nur, doch es wuchsen meine Kräfte,
Denn ich war beherrscht von Geistern und von großer Dinge Schauen,
Und die Einen lauschten staunend, And're lauschten auch mit Grauen,
Denn ich sah die schwarzen Fahnen über blanken Helmen fliegen,
Sah in Lüften Adler kämpfen, und den Fremden sah ich siegen,
Sah im Sturm die Reiterscharen bis zur blauen Donau stürmen,
Von den Straßen scholl Gewimmer, Sturmgeläut scholl von den Türmen:
Zwar die Einen schmähten drohend, glaubten mich im Feindessolde,
Doch die Andern lohnten klingend jedes Wort mit rotem Golde.
Und so ward ich reich wie niemals, konnte bald wie And're reisen
Mit dem schwarzen Feuerwagen, auf den Bahnen, die von Eisen.
Kam nach Mähren, kam nach Böhmen, kam zuletzt in's Kaiserlager;
Dort auch wenn ich Karten legte, fand ich hundert blasse Frager,
Hundert bleiche Angesichter, die voll Gram nach Hause dachten,
Denn es naht' die große Hauptschlacht nach drei andern bösen Schlachten:
Truppen kamen, Truppen zogen, Wagen rollten, Rosse wieh'rten —
Da, auf einmal im Getümmel, als die Letzten anmarschirten, —
Erst im Schein des Lagerfeuers meint' ich, daß die Augen trügen, —
Da auf einmal stand er vor mir, Janosch, mit verhärmten Zügen,
Stand er vor mir wie ein Schatten aus dem Grab im Windeswehen,
Und erkannte mich voll Grauen, meinte ein Gespenst zu sehen.
Dann umarmt' er mich mit Thränen, hundert gute Worte stammelnd,
Und ich gab sie gern zurück ihm, all' mein wundes Denken sammelnd.
Ach, es war die letzte Stunde, mitten unter den Schwadronen.
Bald schon wirbelten die Trommeln, und es blitzten die Kanonen,
Und er mußte fort vor Tage, Nebel dicht am Berge lagen —
Und wie Alles dann gekommen, kaum vermag ich's noch zu sagen,
Hör' noch heut' das Schlachtentosen, hör' noch heut' den Boden dröhnen;
Sausend kam der Kugelregen, näher der Trompeten Tönen,
Seh' noch heut' den Janosch winken, hör' ihn meinen Namen rufen,
Seh' ihn wanken, seh' ihn stürzen, schwinden unter Rosseshufen,
Bebend wollt' ich ihm zu Hülfe, über Räder, über Leichen,
Weiß auch, wie ich zu ihm eilte, meine Hand ihm noch zu reichen —
Dann umfing mich tiefe Ohnmacht, — denn ich selber war getroffen
Von den hundert Feindeskugeln — so erfüllte sich mein Hoffen!
Ach, glückselig fühl' ich's heut noch, wie er sterbend mich umschlungen,
Und so habt Ihr mich gefunden, an der Brust des braven Jungen,
Hättet Ihr mich liegen lassen, wär' mir wohl zu dieser Stunde,
Denn ich weiß, ich werde sterben — unheilbar ist meine Wunde.

Küß' die Hand Dir, schöne Dame, daß Du einmal noch gekommen;
Heute geht's mit mir zu Ende. Doch ein Heil ist mir erglommen,
Denk', in letzter Nacht ein Traumbild kam mit wundervollem Troste,
Hat enthüllt mir, was das Rätsel meines Lebens mir erloste.
Magst Du lächeln, magst Du spotten, meinen auch, ich spräch' im Fieber,
Nenn' es Wahnbild, nenn' es Täuschung, doch mein Glauben ist mir lieber,
Daß in Träumen Bilder kommen, wie entleg'ner Zeiten Mahnung,
Drum vernimm es, schöne Dame, was mir kam als Traumesahnung.

Wiß', mir träumte, schon vor Zeiten lebt' ich dieses Erdenleben;
Vornehm, hohen Standes war ich, licht von Glanz und Pracht umgeben,



Stimme von oben. Von Alexander Liezen-Mayer.

Hatte Reichtum, Macht und Schönheit, war vermählt mit edlem Manne,
Hatte Schlösser, Dienerschaaren, auserlesenste Gespanne,
Und ich dünkte mich im Hochmut besser, als das Volksgesindel,
Lachte ob der Armutthränen, ob der Müh'n an Pflug und Spindel.
Sah ich stolz verwöhnt als Diva Hunderte zu meinen Füßen,
Ließ ich höhnend eitler Thoren glutentfachte Träume büßen,
Lachte auch ob Männerschwüren, spielte mit geschwor'nen Eiden,
Lachte, so um meinetwillen Blut geflossen auf der Heiden!

Und so schwanden Jahr um Jahre; alt und fromm fuhr ich von hinnen,
Hoffte noch mit guten Werken mir den Himmel zu gewinnen.
Doch mich traf ein grausam Schicksal, traf ein Spruch aus hohen Sphären:
„Betteln sollst Du erst um Liebe, dulden erst in Armutzähren,
Winseln erst um Menschenmitleid, hülflos, nackt und tief verachtet,
Sollst erfahren wie das Elend hundertmal stirbt und verschmachtet.
Also sei es Deine Buße in dem Volke, das verstoßen,
Heimatlos auf Erden wandert, bis zum Weltgericht, dem großen!"
Also ward's erfüllt in Wahrheit und vollbracht mit Gottes Gnade,
Und ich segne solche Buße, segne meines Elends Pfade!
Seid gesegnet helle Ströme, dunkle Wälder, braune Heiden,
Heilige Wiege meiner Jugend, heilige Wiege meiner Leiden,
Seid gesegnet Ihr Zigeuner, treuer Brüder braune Scharen,
Die in Ungarns weiten Pußten heimatlos in Stürmen fahren!

Küß' die Hand Dir, schöne Dame, kommst Du heute Abend wieder,
Findest stille Du die Sarah, — Andern tönen fromme Lieder,
Niemand singt an meinem Grabe, Niemand weint in tiefer Trauer,
Unser Grab es ist die Landstraß', ist der Winkel an der Mauer.
Schließ' mir dann die off'nen Augen, ihre letzten Thränen flossen
Dir allein, die ich mit letztem Hauch in mein Gebet geschlossen!

Die Rose.

Von Georg Scherer.

(Zu dem Bilde von Kuno von Bodenhausen.)

Voll und prächtig blühtest du auf, o Rose,
An dem Springquell drüben in Beppo's Garten,
Hold umhegt vom dämmernden Lorbeerhain und
Dunklen Cypressen.

Wonnig war dein Morgen; die Nachtigall sang
Dir in's Herz die zärtlichsten Liebesklagen,
Bis verschämt du öffnetest ihr den keuschen,
Duftenden Busen.

Und zu deiner leuchtenden Schönheit zogen
Bunte Schmetterlinge herbei, als Freier
Rings um dich mit süßem Getändel flatternd,
Blume der Venus.

Doch von deinem schwindenden Reiz gesättigt,
Schwieg die Nachtigall, und die Schmetterlinge
Flogen weiter, buhlerisch werbend bald um
Jüngere Rosen. —

Gestern nun bei'm Feste des Heil'gen gab mir
Beppo wie zum Hohne dich, Halbverblühte;
Doch von seinen gleißenden Worten keines
Glaub' ich dem Falschen.

Und so müssen beide wir einsam welken . . .
Könnt' auch ich aushauchen den Duft der Seele
Und, wie du, die Blätter verstreu'n im Winde,
Sterbende Schwester!



Die Rose. Von Kuno von Bodenhausen.

Bamuß.

Aus dem Volksleben des bayerischen Waldes von Maximilian Schmidt.

I.

Der letzte Oktobertag ist da, ein opalgrauer Horizont breitet sich über das Gebirge des Bayerwaldes. Im letzten Herbstschmuck prangen die Laubwaldungen und Gelände. Weiße Nebelstreifen bezeichnen den Lauf des in vielen Windungen dahinziehenden Gebirgsflusses, des weißen Regen, an und auf welchem durch die vielen Mühlen, Hammerwerke und Sägen, sowie durch die Floßfahrt, Blöcher- und Scheitertrift stets ein reges Leben herrscht. Einer der malerisch schönst gelegenen Punkte an diesem aus dem Arbersee entsprungenen und lebhaft dahinfließenden Gewässer ist der Marktflecken Kötzting, zunächst umgeben von saftigen, grünen Wiesengründen und Feldungen, und umschlossen von den tannendunklen Hochwaldungen des wild zerklüfteten Keitersberges, des lang gestreckten Hohenbogens und dem Hochplateau, welches sich zwischen dem Thale des weißen und schwarzen Regen erhebt. Auf diesem thront das prächtige Wallfahrtskirchlein Weißenregen mit seinem grünen Kuppelturme, während sich das Dorf selbst am jenseitigen Abhange hinzieht. Der steile, mit Kreuzwegstationen versehene Steig dorthin ist an Werktagen in der Regel wenig begangen, heute jedoch, am Tage vor Allerheiligen, sah man ganze Karawanen von Leuten dort verkehren, zunächst Weiber und Kinder, meist in Lumpen gekleidet, mit Spitzkirmen auf dem Rücken, in lautester, oft ausgelassenster Unterhaltung.

Es waren die sogenannten „Seelaleut," welche zum Betteln der eigens für diese Tage aus Waizenmehl gebackenen und mit Kümmel gewürzten Seelenspitzen oder Seelenwecken im Lande herumwandern, und woran sich alles, was sich arm glaubt, beteiligt.

Kirm an Kirm kommt vor die Hausthüre des wohlhabenden Dörflers oder Märktlers und unausgesetzt schallt es: „Sei's Krist's! (Gelobt sei Jesus Christus.) Bitt' um an' Seelaspitzn".

Andere sagen den Spruch:

„Sei's Kristes um a Spitzl,
Mei' Vada is a Kitzl,
Mei Muada is a Habasack,
Get's ma, was i tragn mag,
Get's ma fei nöd z'viel und z'weng,
Daß i mei' Sakal nöd z'spreng".

Das Spitzl wird in Empfang genommen, in die Kirm geworfen und nach einem gesprochenem „Vergelt's Gott!" geht es wieder hastig von dannen. Der Volkshumor nennt diesen dreitägigen Bettellauf „das große Kirmrennets;" der tosende Strom der Bettelkirmen staut sich oft, mißliebige Reden fliegen hinüber und herüber, und zetternd, mitunter von handgreiflichen Bemerkungen begleitet, lösen sich oft erst die Parteien voneinander.

Für freche Bettelsäcke ist die Seelenspitzenzeit die günstigste, mancher lauert das Getümmel ab und kommt dann wohl zwei und drei Mal vor ein und dieselbe Thüre. Nicht selten dürften da Bettler und Geber die Rolle tauschen, das Kirmweib, das um den Seelenspitzen hineinruft, sollte ihn vielmehr herausreichen und die Hausfrau, welche die Gabe abgibt, hätte es nötig, um Seelenspitzen sammeln zu gehen.

Dies war auch in dem äußersten Häuschen des Kötztinger Marktes der Fall. Dasselbe lag auf einem Hange seitwärts vom Wege und machte in seiner fast ärmlichen Einfachheit durchaus nicht den Eindruck, als ob von dort auch nur das kleinste Geschenk herausgereicht werden könnte. Trotzdem probierten es viele, auch hier anzuklopfen, aber weder Thüre noch Fenster öffneten sich, das Haus schien leer und unverrichteter Sache mußten die Bettler wieder abziehen.

Das kleine Anwesen gehörte einem vor mehreren Jahren in Folge eines Wolkenbruches und anderer Unglücksfälle ruinierten Papiermacher, namens Streber. Man nannte ihn kurzweg den „Papierer," sein Weib „die Papiererin" und sein dreizehnjähriges Töchterlein „'s Papierlinerl". Das kleine Häuschen, mit höchstens einem halben Tagwerk Grundbesitz und einem kleinen Gärtchen versehen, war alles, was der in den Jahren schon etwas vorgerückte Mann aus seinem Schiffbruche gerettet hatte, und er fristete nun sein und der Seinigen Dasein durch den Verkauf selbstgeriebenen Schnupftabakes, des bekannten Schmalzlers, welches Geschäft aber sehr wenig abwarf, da die Wäldler es lieben, sich ihren „Brisil" selbst zu reiben und nach ihrem Geschmack mit den nötigen Reizmitteln, wie Kalk, geriebenen Glasscherben, Pottasche u. a. herzurichten.

Strebers Frau, die früher bessere Tage gesehen hatte, trug durch ihre Handarbeit zum Lebensunterhalt der Familie bei. Sie war eine geübte Feinstickerin, Spitzenklöpplerin und Kranzlmacherin, indem sie es verstand, aus Gold und Silberdraht, Rauschgold und künstlichen Blumen, Perlen und Gestein, die hier üblichen „Kranln" (Kronen), den Kopfschmuck für die Bräute, und die glitzernden Armkränze für die Hochzeiter mit vielem Geschmack und Kunstsinn zu fertigen. Diesen letzeren Industriezweig führte sie nur auf Bestellung aus, dagegen arbeitete sie an den übrigen Dingen den lieben langen Tag und wohl auch einen Teil der Nacht, um durch den Verkauf ihrer Arbeiten das Allernotwendigste für den Hausbedarf zu erwerben. Dabei half ihr das Töchterchen, so gut es ging, insbesondere aber dadurch, daß es die Waaren im Markte zur Ansicht und zum Kaufe herumtrug. Kam sie auch manchmal unverrichteter Dinge nach Hause, so gehörte dies doch zu den Ausnahmen, denn sie bekam meist den Auftrag, um jeden Preis zu verkaufen, wenn der Hunger an die Thüre des kleinen Häuschens klopfte.

Das Mädchen hatte einen köstlichen, natürlichen Frohsinn. An seiner Lebenslust richteten sich die oft verzagten Eltern jedes Mal wieder auf; seine Gesänge und Erzählungen verwischten die durch die traurigen Verhältnisse erzeugte düstere Stimmung und trotz allen Elendes hallte oft aus dem kleinen Häuschen des Papierers freudiges Lachen und froher Gesang. Darein mischte sich der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, welche auf den nahen Fichtenbäumen ihren Lieblingsaufenthalt hatten, und denen das Mädchen so gerne lauschte. Nur wenn Linerl ihre Waare nicht verkaufen konnte, wurde sie verstimmt, und das war auch heute der Fall, wo niemand im Markte sich Zeit nahm, ihre Verkaufsgegenstände auch nur anzusehen.

Das Brod im Hause hatte kaum mehr zur mittägigen Wassersuppe ausgereicht und für den morgigen Feiertag, Allerheiligen, waren die Aussichten die schlechtesten.

Traurig lenkte deshalb in einer der ersten Nachmittagsstunden das hübsche Mädchen seine Schritte dem väterlichen Hause zu. Linerl war für ihr Alter schon sehr entwickelt, ihr rundes Gesichtchen mit dem etwas dunklen Teint und dem Stumpfnäschen war gerade nicht schön, aber schön waren ihre großen, dunklen Augen und ihre üppigen, schwarzen Haare, welche in zwei lange Zöpfe geflochten über ihre Schultern hinabhingen. Sie trug ein einfaches graues Kleidchen, das am Halse mit einem schneeweißen Chemisettchen abschloß, eine buntgeblümte, böhmische Schürze, blaue Strümpfe und Schnürschuhe. Den Kopf hatte sie stets unbedeckt und über die Brust schlang sie bei kühlem Wetter, so auch heute, ein rötliches, wollenes Tuch, welches am Rücken zusammengeknüpft war. So kam sie gerade vom Markte zurück, die zum Verkaufe be-



Der Wunderdoktor. Von Albert Müller-Lingke.

stimmte Waare in ihrem kleinen Körbchen am Arme tragend, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Sie wußte, wie schlimm es zu Hause bestellt war, zumal auch der Vater gegen Abend von einem Marsche über Land und wie fast immer, mit leeren Taschen und vereitelten Hoffnungen zurückkehren würde.

So zeigten ihre schönen Augen jenen feuchten Schimmer, der als der Vorbote von Thränen bezeichnet werden kann, und eine tiefe Niedergeschlagenheit beschattete das sonst so sonnenhelle Gesichtchen.

Da zogen an ihr ganze Trupps „Seelaleut" vorüber, alle mit vergnügten, lachenden Gesichtern, denn die Spitzkirmen zogen schon bedeutend am Rücken und für Suppenbrod war auf Monate hinaus gesorgt.

Unter den von Weißenregen Herabkommenden befand sich eine Schulkamerädin Linerls, die Tochter eines Flößers, und Linerl war nicht wenig überrascht, von dem Flößer-Nannerl, die, ein graues Tuch über dem Kopf und die Spitzkirm am Rücken, mitten unter den Seelaleuten herlief, sich begrüßt zu hören. Nannerls Eltern wohnten etwa fünf Minuten vom Hause des Papierers entfernt; die Flößerei war zwar beschwerlich, aber derart einträglich, daß die Familie durchaus keine Not zu leiden brauchte, und Linerl kam jetzt in der That für ihre Freundin in Verlegenheit.

„Du bist bei die Seelaleut?" rief sie ihr zu. „Schaamst di da nöd?

„Ei wohl, was sollt' i mi schaama, genga viel andere mit, die Haus und Grundstück habn, und woaßt, es gibt gar nix bessers, als a gschmalzne Suppen mit Seelaspitz, und mei' Muatta sagt, da wird ma' g'sund und kugelrund davon".

„Ja, ja," meinte seufzend Linerl, „bei uns gibt's heut nöt amal a Suppen mit blankem Brod."

„So geh nur glei mit!" eiferte Nannerl an. „I bin scho' in der Fruah mit die Leut über Land, iatz geht's in Markt eini. Nimm dei' Tuach über'n Kopf, daß ma' di nöd glei dakennt und a Spitzkirm auf'n Buckel, und bis gen Nacht zua kannst d' Seelaspitzen kaum mehr daschleppen und — a gschmalzne Suppen kannst dir machen, denn wir schau'n scho', daß wir aa r a Maßl Schmalz kriegn. Mei' Muatta sagt, zum Essen hat ma' niermals z'viel im Haus. Schlaun di nur; i möcht bei die Seelaleut bleibn, 's is ja viel lustiger, wenn mehra beisamma san".

„Warum denn nöd gar? I wer dennast nöd auf's Seelaweckenbetteln gehn?" rief Linerl errötend.

„Dös gilt nöd als Bettel!" belehrte Nannerl, „dös is ja grad so a Rekrazion, wie 's Bleamelbrocken. Geh, b'sinn di nöd lang, geh mit!"

„So was erlaubt mei' Muatta niermals!" versetzte Linerl.

„Sie braucht's ja aa gar nöd z'wissen," meinte Nannerl, „auf alle Fäll' is 's ihr aber nacha liaber, wennst mit die Seelaspitz hoamkimmst, als wie mit leere Händ und an' solch grantigen G'sicht, wie's d' es iatz machst. Wenns koa' Brodz' Haus habts, so schau, daß d' oans kriegst. Heunt is dös a Leichtigkeit, wo 's eam um's „Vergelts Gott" für alle Fenster außaglangt wird".

„Ja — freili muaß i was hoam bringa," sagte Linerl; „wenn auf d' Nacht da Vata hoamkimmt und —"

„Und Hunger hat," vollendete die Freundin, „da wird eam a gschmalzne Seelaspitzsuppen schmecken, da paß auf!"

„I geh mit!" rief jetzt Linerl entschieden. „Aber hoam därf i nacha nimmer gehn, d' Muatta erlaubets nöd, die thaat lieber verhungern, als mi betteln lassen."

„Woaßt was, kimm mit mir in unser Hirwa, i leih dir a Tuach und a Spitzkirm, dort kannst dei' Körbl dieweil einstelln und du wirst sehgn, wie lusti dös is".

Linerl schlug mit der Freundin den Weg zu deren Wohnung ein, erhielt von Nannerls Mutter gern ein großes, grünes Tuch, womit sie Kopf und Brust umhüllte, sowie die nötige Spitzkirm auf den Rücken und alsbald hatten sich die beiden jungen Mädchen wieder den Seelaleuten beigesellt und rufend ihr „Sei's Krist's, bitt' um an' Seelawecken!" und dann „Vergelts Gott!" wanderten sie von Haus zu Haus.

Niemand achtete auf die Persönlichkeit der Bettlerinnen, und als der Kötztinger Markt abgestappelt war, suchte Nannerl ihre Freundin zu bereden, mit ihr auch noch an die den weißen Regen aufwärts gelegenen Mühlen zu wandern, wo nicht nur Seelenspitzen, sondern auch Mehl, Schmalz und Flachsreisen zu haben wären.

So kamen sie an die zunächst dem Markte gelegene „schöne Mühle," die in Wirklichkeit so sauber und stattlich war, daß sie ihren Namen wohl verdiente und man aus ihr sofort auf den Wohlstand und die Zufriedenheit des Besitzers schließen konnte. Und „der schö' Müller" mit seiner braven Müllerin waren gesegnete Leute. Ein in Gesundheit blühender Bursche, der etwa fünfzehnjährige „schö' Gangerl," ein blonder Krauskopf mit blauen Augen und einem vollen, runden Gesicht vervollständigte ihr Glück. Heute feierte er seinen Namenstag, Wolfgang, und hatte deshalb sein feiertägiges Gewand an, einen hechtblauen, mit Silberknöpfen versehenen Spenser, eine langlederne Hose, blaugeblümte, seidene Weste, ein rotseidenes Halstuch, über welches sich der weiße Hemdkragen legte und die grüne Schlegelkappe auf dem Kopfe. Er teilte die Seelenspitzen aus und nahm dabei die Gratulation der Beschenkten zu seinem Namenstag entgegen.

Jetzt erschienen auch die beiden jungen Mädchen und brachten ihren Spruch vor. Nannerl war hier wohl bekannt, nicht aber ihre Gefährtin, und der „schö Gangerl" blickte aufmerksam nach derselben:

„Wer bist nacha du mit deine kohlschwarzen Augen?" fragte er das Mädchen.

„Du siehgst es ja, a Betteldeandl," erwiderte Linerl, und, war es dieser Gedanke, war es die sie übermannende Müdigkeit, — ihre Augen füllten sich plötzlich mit schweren Thränen; sie wandte ihr Gesicht ab und trocknete sich mit dem Aermel die unaufhaltsam herabrollenden Zähren.

„Na', na', glaub's nöd!" sagte Nannerl. „Wir zwoa betteln heunt nur aus Rekrazion — weil ma halt an' Seelaspitzn möchten. Dös is 'n Papierer sei' Deandl, 's Linerl, und wenn ihre Leut rauskriegn, daß i 's verleit' hon, mit mir heunt rum z'renna, so kriegts dahoam aa no' an' Wecken, aber koan guaten".

„No', so sollts alle zwoa bei uns was guats kriegn," sagte Gangerl lachend. „Kemmts eina in d' Stubn, mei' Muatta wird Enk scho' Ebbs aufwarten".

Und er führte die beiden Mädchen in die große Wohnstube, die von einer musterhaften Reinlichkeit und Ordnung zeigte. Die Müllerin gab den Mädchen nicht nur eine „Kaffeesuppe," sondern statt der Seelenspitzen eine Anzahl Flachsreisen und rotbackige Aepfel, und erlaubte ihnen außerdem, sich im Obstgarten umzuschauen und die Bäume zu schütteln, von welchen einige trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch mit Früchten behangen waren.

Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, aber auch Gangerl, den seine Mutter ablösen mußte und welcher an den jungen Mädchen Gefallen fand, folgte ihnen. Er schüttelte ihnen das Spätobst von den Bäumen, worüber sich diese kindisch freuten, und es dauerte nicht lange, begannen sie, wie von selbst, das beliebte Kinderspiel „Bamuß". Dabei wird ein Baum als Asyl erkoren, das „Bamasellal". Am Baumasyl verbirgt derjenige, den die Reihe, zu suchen, getroffen hat, der sogenannte Bamuß, sein Gesicht, bis sich die Uebrigen versteckt haben und das Zeichen gegeben wird, daß er suchen dürfe. Dem es nun gelingt, sich an das Baumasyl zu machen, ehe ihn der Bamuß findet und berührt, was er mit dem singenden Rufe „Bamasellal angrührt!" kund gibt, diesem dient der Baum gleichsam als Asyl und er darf



Gruß aus den Bergen. Von Friedrich Prölß.

vom Suchenden nicht mehr gehascht werden. Wird aber einer der Spielenden erhascht, so heißt es „Bamuß!“ — er muß anhalten und nun trifft ihn die Reihe, zu suchen.

Bei diesem Spiele nun zeichnete sich Linerl durch besondere Flinkigkeit aus. Niemals gelang es den Uebrigen, sie zum Bamuß zu machen und da Gangerl des Vergnügens nicht satt werden konnte und die Mädchen trotz des hereinbrechenden Abends immer wieder zurückhielt, so beredeten sie sich leise, sobald Gangerl wieder als Bamuß das Gesicht verborgen halte, ihm „durchzubrennen“. Schnell hatten sie ihre Kirmen auf dem Rücken und den Mühlkanal auf einem schmalen Brett überschritten, welches Linerl, um vor Gangerls Verfolgung sicher zu sein, ein klein wenig an's andere Ufer zog. Jetzt schrie sie lachend „Bamuß!“ und Gangerl sah sich von den beiden Mädchen überlistet.

Aber er wollte nicht der Bamuß bleiben und eilte den unter anhaltendem Gelächter Entfliehenden nach. In der Erregung übersah der Verfolgende, daß das Brett über den Mühlkanal auf seiner Seite keine feste Stütze mehr hatte, beim ersten Tritte darauf gab es nach, und Gangerl plumpte unter einem lauten Schreckensruf in's Wasser.

Es war ein Glück, daß das Werk bereits stille stand und Feierabend gemacht war, sonst wäre der Aermste in die Radstube gerissen worden und elendiglich verunglückt; so jedoch gelang es ihm, sich alsbald wieder aus dem unfreiwilligen Bade herauszuarbeiten und sich seinen erschreckt herbeigeeilten Eltern, gebadet wie eine Maus, vorzustellen.

Die beiden Mädchen waren auf Gangerls Schrei hin wieder zurückgeeilt. Nannerl lachte, als sie des tropfnassen Burschen ansichtig wurde, laut hinaus, und rief dem Verunglückten zu: „Gangerl, i bin's fei' nöd gwen, sondern 's Linerl hat 's Brett zruckzogn“. Linerl aber ward totenblaß, denn sie hatte das Unglück veranlaßt; mit gefalteteten Händen blickte sie auf Gangerl, der vor Kälte und Schrecken am ganzen Körper zitterte und ihr jetzt zurief:

„Wart nur, i dawisch di scho', du Bettelsack!“

Linerl traf dieser Schimpfname in's tiefste Herz. Glühröte bedeckte plötzlich das soeben noch erbleichte Gesicht, und mit den Worten: „I bin koa' Bettelsack!“ riß sie die Kirm von der Schulter und schleuderte sie zu Boden.

„Da nimm's, i mag nix bettelts!“ rief sie Nannerl zu und lief davon, die überraschte Freundin weit zurücklassend.

Das weckensüchtige Nannerl fand zwar dieses Geschenk etwas unbequem, denn nun hatte sie zwei volle Kirmen zu tragen, aber was machte das? Sie hatte nun für ein halbes Jahr lang kräftig zu essen, und die guten Aepfel und Flachsreisen — es war ein gesegneter Tag für sie.

Linerl dagegen rannen die Thränen ohne Unterlaß über die Wangen und unter Schluchzen preßte sie nur hin und wieder die Worte hervor: „Bettelsack! Bettelsack!“

Mit diesem Titel ward sie, zu Hause angelangt, auch von ihrer Mutter empfangen, die wegen ihres langen Ausbleibens besorgt, in den Nachbarhäusern nach ihr fragte und dabei von Nannerls Mutter erfuhr, wie Linerl, gleich ihrem Töchterchen die Kirm auf den Rücken genommen und sich unter die Seelaleut gemischt hätte.

Diese Nachricht berührte die brave Frau auf das peinlichste, denn stets hatte sie ihren Stolz als Bürgersfrau bewahrt und selbst in der höchsten Not niemals ein Almosen beansprucht; zudem war ihr Mann gegen Abend mit nicht ganz leeren Taschen zurückgekehrt, und unwillig und ungeduldig harrten die Eltern ihres Mädchens. Als es endlich ankam, empfingen sie es mit ernsten Vorwürfen, die indessen bald verstummten, um neuer Sorge zu weichen, als sie Linerls erregten Zustand erkannten. Von einem Fieberschauer befallen, ward sie zu Bette gebracht und der liebevollen Sorgfalt der geängstigten Eltern gelang es nur nach und nach, sie wieder zu beruhigen. Aber in ihren erregten Träumen schrie sie mehrere Male laut auf, als sähe sie den schönen Gangerl durch ihre Schuld im Wasser verunglückt und unter schmerzlichen Zuckungen preßte sie dann wieder das ihr so verhaßte Wort hervor: „Bettelsack! Bettelsack!“

II.

„Bamuß!“ war seit diesem Vorkommniß der Spitzname des schönen Gangerl. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sagt das Sprichwort, und so war es auch bei ihm der Fall, denn die Erzählung von des Burschen glücklich ausgefallenem Bade als mädchenverfolgender Bamuß erregte überall viel Heiterkeit. In der darauffolgenden Fastnacht wurde der Schönmüllerssohn sogar ausgespielt, das heißt, es wurde von einigen Witzvögeln auf dem Marktplatze nebst anderen auch dieser Vorfall mit allerlei komischen Zuthaten zum Besten gegeben, was den vermöglichen Erben mit neuem Aerger gegen das Papierlinerl, die Ursache seines Mißgeschickes, erfüllte. Und diesen seinen Aerger wollte er auch an dem Mädchen fühlen, als es ihm nach Beendigung der Feiertagsschule einmal nahe kam. Aber Linerl, seiner Drohung gedenkend, war stets auf ihrer Hut, sprang rasch die Treppe hinab und entfloh.

„Wart nur,“ rief ihr Gangerl nach, „dawisch i di, auf Ehr und Seligkeit! i thua dir Ebbs an, daß d' Zeitlebens an mi denkst!“

Linerl hatte diese Worte wohl vernommen, und so kam es, daß sie, selbst nachdem einige Jahre vergangen, ihrem jugendlichen Feinde noch immer gewohnheitsgemäß überall aus dem Wege ging, als wäre er der böse Feind selbst. Doch beschäftigten sich diese jugendlichen Feinde mehr miteinander, als es die besten Freunde hätten thun können. In der Feiertagsschule, wie in der Kirche blickten sie oft auf einander hin, und begegneten sich ihre Augen, so machten sie zwar ein verdrießliches, möglichst wildes Gesicht, aber es war ihnen fast zur Gewohnheit geworden, sich gegenseitig mit den Augen zu suchen.

Sie waren beide groß und schön geworden; der Müllerssohn hieß als kräftig herangewachsener Bursche jetzt mit Recht „der schö' Gangerl,“ und das Papierlinerl nannten die jungen Burschen nur „die liab, schwarz' Hex“, in deren große, schwarze „Kerschenaugen“ mancher mit ganz eigentümlichen Gefühlen hineinschaute, als suche er darin das verlorne Paradies.

Linerl war gleich ihrer Mutter eine geschickte „Kranlflechterin“ geworden und ihre Arbeiten waren im ganzen Bezirke gerühmt und gesucht. Mit besonderer Vorliebe aber fertigte sie alljährlich das Ehrenkränzlein für den Pfingstlbräutigam und das Krönlein für die Pfingstlbraut. Sie sehnte sich darnach, auch einmal einer solchen Pfingstlhochzeit beiwohnen zu dürfen, wozu sie ja die schönen Ehrenzeichen machte. Bei solcher Arbeit kamen ihr auch mancherlei schöne Gedanken — Träume — Luftschlösser.

Jährlich am Pfingstmontage findet nämlich nach uraltem Herkommen in Kötzting der sogenannte Pfingstelritt statt. Es ist dies ein Wallfahrtsritt nach der eine Stunde entfernten, im grünen Zellerthale gelegenen Kirche zu Steinbühl. Am frühen Morgen findet in der Kötztinger Pfarrkirche der Gottesdienst statt, dann steigen die Wallfahrer zu Pferd und der Zug setzt sich in Bewegung. Priester, Kreuz- und Fahnenträger, im Ornat, sind ebenfalls beritten. Der Geistliche hat die Feldmonstranz an einer roten Schnur um den Hals hängen und an derselben ist ein Kränzchen aus Silberdraht, mit Blumen und rotseidenen Bändern verziert, befestigt. Wer von den Männern und Burschen der Pfarrei ein Pferd hat, oder ein solches aufzutreiben vermag, schmückt dasselbe mit Blumen, Bändern und dem schönsten Sattelzeug und reitet im Zuge mit, so daß man die Reiter oft nach Hunderten zählen kann.

Nachdem der Zug unter lautem Gebete in Steinbühl angekommen, wird dort Predigt und Hochamt im Freien vor der Kirche abgehalten und dann der Rückzug in der alten Ordnung



Johannisberger Elfinger. Von Eduard Grützner.

angetreten. An den äußersten Häusern von Kötzting wird der Zug von einer Musikkapelle, von dem gesammten Klerus, den Honoratioren, weißgekleideten Mädchen und der Feuerwehr mit fliegenden Fahnen, (in früheren Zeiten von der Bürgerwehr mit „türkischer Musik") empfangen und auf den sogenannten Bleichanger geleitet, woselbst eine feierliche Ansprache des Pfarrherrn stattfindet.

Dabei nimmt er das Kränzlein von der Monstranz und überreicht es einem Jüngling aus dem Bürgerstande des Ortes, der sich unter seinen Altersgenossen durch musterhaftes Betragen besonders ausgezeichnet hat. Der durch diesen Sittenpreis Geehrte heißt der „Pfingstelbräutigam" und es steht ihm das Recht zu, sich nach der Rückkehr in den Markt nach Belieben seine „Pfingstelbraut" zu wählen, die er aber gleichfalls unter den Bürgerstöchtern zu suchen hat. Die kirchliche Feier endet mit einem Dankgebete in der Pfarrkirche.

Der Nachmittag ist sodann dem Vergnügen gewidmet. Gleich nach dem Mittagsmahle begibt sich der Pfingstelbräutigam mit seinen zwei Zeugen im hochzeitlichen Gewande, den Rosmarin im Knopfloch und das Ehrenkränzlein am Arm, zu den Beamten und angesehensten Bürgern, um sie zur Pfingsthochzeit einzuladen, welche Abends, wie eine andere Hochzeit, durch Festmahl und Tanz gefeiert wird und nicht selten das Vorspiel ist zu einer wirklichen Hochzeit zwischen dem Pfingstelbräutigam und seiner Braut. —

In obiger Weise hatte soeben, an einem herrlichen Maimorgen, der Pfingstelritt stattgefunden. Die Obstbäume standen in voller Blüthe, die Wiesen waren besäet mit tausend bunten Blumen und die Lerchen jubilierten hoch in den Lüften. Ganz Kötzting war auf dem Festplatze am Bleichanger versammelt und Alles war begierig, welcher von den jungen Burschen mit dem Ehrenkränzchen ausgezeichnet würde. Man nahm es allgemein mit lauter Befriedigung auf, als der Sohn des Schönmüllers vorgerufen wurde, der sofort von seinem prächtig gezierten Pferde sprang und sich dem Pfarrherrn näherte.

Bei diesem Gange konnte sich die große und korpulente, einst und auch jetzt noch so eßlustige Flößernandl — sie war schon lange kein Nannerl mehr — nicht enthalten, ihrer Verwunderung mit dem lauten Ausrufe Luft zu machen:

„Jeß, der Bamuß!"

Gangerl streifte sie mit einem schnellen Blicke, aber, als wollte es so sein, dieser Blick blieb gerade auf dem in geringer Entfernung stehenden Linerl haften, die sichtlich erfreut zu dem hübschen Burschen hinblickte. Ihm gönnte sie am liebsten das Ehrenkränzchen, welches sie dieses Mal mit ganz besonderer Sorgfalt gefertigt. Sie scheute ihn zwar noch wie ehedem, aber Gangerl galt allgemein als ein braver und wackerer Bursche und war als solcher auch von dem Mädchen, das ihre Jugendfeindschaft längst vergessen hatte, geachtet.

Und als nun Gangerl nach seiner Ehrung wieder stolz zu Pferde saß und zu den Umstehenden freundlich herabgrüßte, da war es wieder die einfach gekleidete Papiererstochter in ihrem silbernen Riegelhäubchen, mit den üppigen, schwarzen Haaren, den großen dunklen Augen und dem unschuldsvollen, lieblichen Gesichte, auf dem sein Blick wie festgebannt einige Momente haftete.

Dem Mädchen ward bei diesem Blick ganz sonderbar zu Mute und sinnend voll unklarer Gedanken kam sie mit ihren Eltern in ihrem ärmlichen, aber trautem Heim an.

Welches Mädchen wird sich der reiche Müllerssohn zur Pfingstelbraut erwählen? Diese Frage stellten sich wohl alle Leute und auch Linerls Mutter sprach sie soeben aus, als die Equipage des Posthalters, den Postillon mit hochstehendem Federbusch auf dem Bocke, vor dem Häuschen des Papierers hielt und derselben der Pfingstelbräutigam mit seinen beiden Zeugen entstieg.

„Aha, er holt si 's Kranl für sei' Braut!" rief der Papierer.

Linerl aber suchte, als sie Gangerls ansichtig wurde, durch die hintere Thüre in den Garten zu entfliehen; sie wußte selbst kaum, warum sie das that. Aber ohne daß sie sich's versah, war Gangerl hinter ihr und legte ihr mit dem Rufe „Bamuß!" die Hand auf die Schulter.

Erschrocken blieb das Mädchen stehen und blickte fragend den Burschen an, der lächelnd und unter leisem Erröthen sagte:

„Linerl, i hab heunt 'n Sittenpreis kriegt, du woaßt aber, daß i 's bei meiner Seligkeit verschworn hab, daß i dir no' amal was anthua, daß d' dei' Lebta an mi denka muaßt, no' ja, i werd deswegen nöd meineidi wern, und so kimm i — geh nur eina in d' Stubn, daß d' dös Weitere von mein Sprecher da hörst".

Das Mädchen ließ sich von Gangerl in die Stube zurückführen, begleitet von den Beiständern, von welchen der Eine den üblichen Werbespruch hielt, worauf der Pfingstelbräutigam sie bat, ihm die Ehre zu erzeigen, seine Pfingstelbraut zu machen.

Linerl war ganz verwirrt. Sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte, so freudig ihr auch die beglückten Eltern zunickten.

„Gangerl, dös kann dei' Ernst nöd sein," sagte sie endlich, „mi als dei' Pfingstelbraut, mi, den Bettelsack!"

„No', so mach' ma's anders," erwiderte fröhlich der Bursche. „Daß d' siehgst, wie ernst daß 's ma is, du sollst nit nur mei' Pfingstelbraut sei', sondern aa mei' wirkliche Braut, mei' Hochzeiterin sollst sein. Nix Bettelsack! Di heirat d' Brav und d' Schö' aus und dös macht di reicher, als die gröẞt' Haushabn (Heiratsgut). Sollst aber „na'" sagn, so hast mi zum Bettelsack gmacht auf mei' Lebta, denn ohne di gibt's koa' Glück für mi auf der Welt. Geh zua, sag „ja!" Siehgst, da Vata und d' Muatta san einverstanden und meine Eltern, daß d' es woaßt, sans aa und hoaßen di mit Freuden willkemma als Schwiegertochter auf unserer Mühl".

Er hielt ihr beide Hände hin, und als jetzt das Mädchen in die treuen, ehrlichen Augen des Sprechenden blickte, besann es sich nicht länger und erfaßte diese Hände, und überwältigt von dem unverhofften Glück ließ sie es geschehen, daß sie Gangerl an seine Brust zog und ihr einen heißen Kuß auf die schönen Lippen drückte.

„Bamuß!" rief er. „Jatz laß i di nimmer los für Zeit und Ewigkeit!"

„Amen!" sagten die mit ihren Thränen kämpfenden Eltern. Durch das offene Fenster aber hallte der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, als sängen sie ihre schönsten und glücklichsten Liebeslieder. —

Das war die stolzeste Pfingstlhochzeit, welche jemals in Kötzting abgehalten wurde, und als wenige Monate darauf die wirkliche Hochzeit stattfand und der junge Müller sein schönes Weibchen heimführte, da nahm die ganze Umgegend freudigen Anteil an dem Glücke des jungen Ehepaares.

Nur Eine Person war mit alledem nicht einverstanden, die dicke Floßernandl. Diese sagte oft unter komischen Selbstvorwürfen:

„O, warum hon i beim Weckenbetteln nöd dessel Unglück am Mühlkanal verschuld't! Es hätt' si nöd gfeit, iatz wär halt nacha i die schö' Müllerin und 'n Gangerl sei' Bamuß worn!"



Schwäbisches Volkslied. Von Hanns Fechner d. j.

Drei Gedichte von Martin Greif.

Die Waldkapelle.

Als ich heut' auf stillem Pfade
Mich der Waldkapelle nahte,
Stand sie ernst und drohend groß
Vor mir da im Wetterschoß,
Die sonst winkt ein Bild der Gnade.

Wo, die Arme ladend offen,
Hülfe läßt Maria hoffen, —
Durch die Pforte, aufgethan,
Sah sie mich verweisend an,
Wie mich noch kein Bild getroffen.

Gleich als ob, die voller Hulden
Hingeneigt um uns're Schulden
Sänftigt ihres Sohnes Zorn,
Fürder an der Liebe Born
Nicht die Sünde wolle dulden.

Ueber mir das schwere Rollen
Hielt ich für des Himmels Grollen
Und ich floh zurück ins Thal, —
Da erklang mit einemmal
Fern der Ruf der Gnadenvollen.

Des Halbgenesenen Wanderung.

I.

Es teilen sich die Wolken,
Der See liegt voller Ruh';
Ich eile wieder hoffend
Den nahen Bergen zu.

Mit jedem neuen Schritte
Erhellt sich mehr ihr Grün
Und läßt mir vor den Sinnen
Das Leben reicher blüh'n.

Und werd' ich nur erst wieder
In ihrem Schoße sein,
So kehrt wohl auch ihr Friede
Mir in dem Herzen ein.

II.

Vom nächtlichen Schlummer gekräftigt,
Entwandr' ich frohgemut,
Mit leichtem Sinnen beschäftigt,
In schirmender Berge Hut.

Da stürzt sich der Bach mir entgegen
Mit seiner unbändigen Kraft
Und gleich auch spür' ich ein Regen
Der alten Leidenschaft.

Häuschen im Hemdchen.

(Zu dem Bilde von Carl Fröschl.)

Hänschen im Hemdchen
Verwundert sich sehr,
Wer der Herr Langbein
Dort oben denn wär'?
Sperrt auf die Aeugelein
Und auch das Mäulchen fein,
Ei, ist das wunderlich —
Hänschen im Hemdchen!

Hänschen im Hemdchen
Hat großen Verstand;
Guckt noch ein Weilchen
Und hat ihn erkannt.
Der hat ihn hergebracht,
's war in der Frühlingsnacht,
Hat in das Gras gelegt
Hänschen — im Hemdchen?

E. P.



Hänschen im Hemdchen. Von Carl Fröschl.

Zwischen zwei Kontinenten.

Von Franz von Reber.

Bis gegen den Schluß meiner spanischen Reise hatte ich es entweder nicht ernstlich gefühlt oder mir wenigstens selbst nicht gestanden, von der beständigen Aufregung tagelanger Fahrten, endloser Besichtigungen und möglichst kondensierter Studien doch nicht blos befriedigt, sondern auch — etwas ermüdet zu sein. Die andalusischen Städte Sevilla, Cordova und Granada konnten freilich eine solche Empfindung am wenigsten aufkommen lassen. Ich bedauerte es vielmehr stets, wenn die Sonne über den Horizont hinabsank und den Wanderungen ein Ziel setzte, und freute mich immer nach dem Erlöschen meines Lichtes, sobald der Kampf der Erinnerungen einerseits und der Erwartungen und Pläne anderseits sich in die Träume fortzuspinnen begann, auf das Wiedererscheinen des Tagesgestirnes, welches neue Wunder zeigen sollte. In der That erinnere ich mich noch lebhaft des wehmütigen Gefühls, als sich am letzten Tage meines Aufenthaltes zu Granada in der Dämmerstunde die Pforten der Alhambra schlossen, und als es galt, im zögernden Hinabwandeln durch den Hain der roten Burg all den rauschenden Brunnen dieses Paradieses bis auf die kleinen plaudernden Quellen, welche ungefaßt zur Stadt niederrieseln, vielleicht für immer Lebewohl zu sagen.

Als ich aber in schwüler Mittagshitze durch die Straßen Malagas schlich, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt noch abzuthun, war ich der endlichen Abspannung mir klar genug bewußt. Ja ich ertappte mich bei einer Anwandlung der sonst mehr den reisenden Damen eigenen Freude, als ich beim Durchblättern meines Reisebuches fand, daß Malaga nicht eben viel des Sehenswerten darbot, wie daß mein Verzeichnis so ziemlich durchlaufen sei. Und ich kann es auch nicht leugnen, damals den schon am Morgen erholten Koupon für den Dampfer „Camara", der aus meinem Notizbuche hervorguckte, mit einer Zärtlichkeit angeblickt zu haben, wie ich sie vor manchem Murillo Sevilla's nicht empfunden hatte. Der Berufsmensch war eben zurückgetreten hinter dem einfachen Naturmenschen mit seinem Bedürfnis zu Ruhe und Behagen, zur Einkehr in sich selbst und zu naivem Genießen. Ich freute mich auf einige Tage des Vegetierens, der Bequemlichkeit, des wachen Träumens, der reizvollen Stille und Gleichartigkeit der Meeresumgebung. Alles das überwog selbst das peinliche Gefühl, wie es sich an jenen Punkten einer Reise einzustellen pflegt, wo wir vor dem gebieterischen „Nicht weiter!" und „Zurück!" stehen. Ich hatte wohl daran gedacht, in welcher Richtung Gibraltar und Centa liegen müßten, und allerdings gewünscht, noch eine Höhe gewinnen zu können, um wenigstens mit einem Fernrohr die Küste Afrikas zu sehen. Allein ich war nicht unglücklich darüber, daß mir durch die Umstände ein Ziel gesteckt war.

Längst vor der Abfahrtszeit strebte ich nach dem Schiffe. Die bleierne Luft in der mattbelaubten Alameda drohte mich zu ersticken, das grelle Licht der sonnenbeglänzten Häuserwände schmerzte meine Augen, der kalkige Staub der Straßen, wie die Abfälle in den Winkeln beleidigten mein Geruchsorgan, das Suchen nach den Werken der spanischen Meister in den düstern Kapellen strengte mein Gehirn an, ich konnte nicht verkennen, daß meine Receptionsfähigkeit erlahmt und mein Gedächtnis stumpf geworden war. Es war Zeit eine Pause zu gewinnen, und ich versprach mir mit Recht wonnige Tage von der Mittelmeerfahrt. Noch einiges Geschrei mit den Bootsleuten, dann schwebte unser Nachen geräuschlos über den Spiegel des Hafens hin. Erst als wir der Flanke der Camara uns näherten, welche schwarz und kahl immer höher vor uns aufzusteigen schien, hörte man wieder den leisen Wogenschlag an den geteerten Planken. Tief hinunter sah man den dunklen Kiel von Seetang umgeben, während sich an der Oberfläche Gemüse- und Orangenabfälle in den gebrochenen kleinen Wellen schaukelten. In wenigen Minuten waren wir auf dem Deck, erledigten die Formalien und erhielten unsere Kabine angewiesen.

Die letztere war ein reizender kleiner Raum mit guter Ventilation, da nicht blos ein Gitter oben die Kommunikation mit dem Saal herstellte, sondern auch die runde Luke nach außen wegen ruhiger See geöffnet bleiben konnte. Mein Freund und ich waren über die niedliche Fonda, wie wir sie nannten, recht glücklich und machten uns daran, uns für einige Ruhetage einzurichten. Mein armer Freund, er bedurfte sie noch mehr als ich! Seine Aufregung war krampfhaft, ja krankhaft geworden, wenn auch sein Befinden damals noch nicht ahnen ließ, daß der herrliche überlegene Geist in wenig mehr als einem Jahre der Ueberanstrengung erliegen werde. Wir hatten schon verschiedene Pläne für andere Reisen geschmiedet, es sollte aber die letzte sein, die ich mit dem unvergeßlichen Gnauth genoß.

Endlich setzte sich die Maschine in Bewegung. Es war mir recht verdrießlich, daß, nachdem kaum der Molo Malaga's an uns vorübergeschwebt, die Glocke zum Diner rief, und ich konnte es mir nicht versagen, die blanke Stadt noch einigemale in der Ferne zu suchen, indem ich von der bei einigen Passagieren durch die Seekrankheit bedingten Freiheit Gebrauch machte und meinen Platz zeitweise verließ. Ernst und gewaltig traten die kahlen Felsmassen der Sierra de Alhama immer näher an die Küste, und das scheidende Tageslicht reichte eben noch zu dem Anblick hin, den die majestätische, nur an wenigen Punkten unter eine Höhe von 2000 m herabsinkende Kette an der Stelle darbietet, wo sie die granitene Brust unmittelbar in der tiefblauen See badet. Bald aber



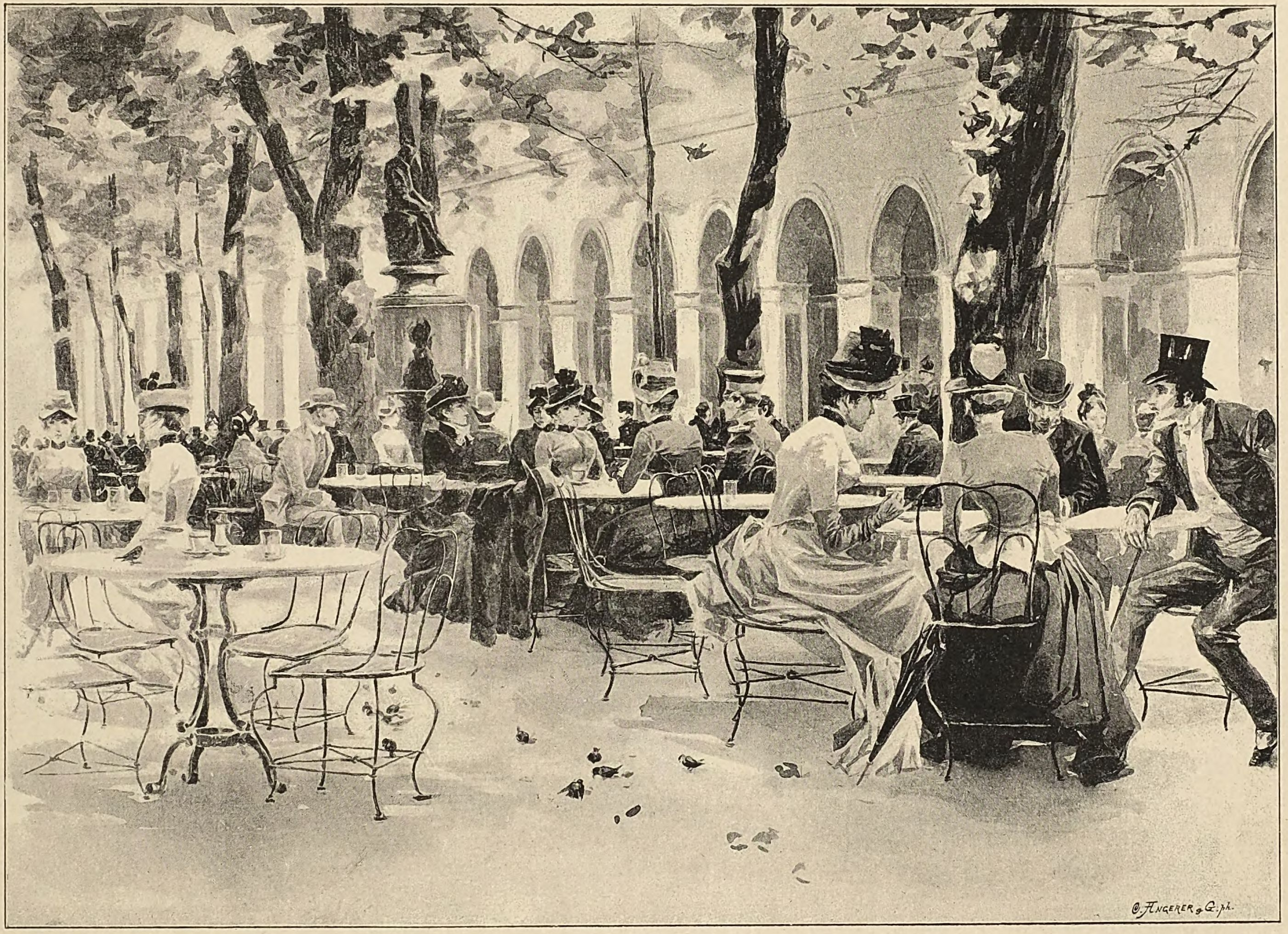
Lilly. Von Georg Papperitz.

vertieften sich die nächtlichen Töne so, daß selbst der schwarze Qualm unseres Schlotes wie die Silhouette der Gebirgsküste sich nur mehr undeutlich von einem Himmel abhoben, der nur an einzelnen Flecken ein blasses Sterngewimmel erkennen ließ. Ich mußte an das purpurne Meer Homers denken, als ich das Kielwasser unseres Bootes momentan aufleuchten sah, an die Cyklopen der Odyssee aber, wenn gelegentlich eine Feuergarbe die Esse eines Grubenwerkes an der Küste verriet, wo Spaniens uralter Metallreichtum noch jetzt zu einiger Thätigkeit reizt. Vor mir lagen unter Waarenballen und Taubündeln schlafende Deckpassagiere unter freiem Himmel, im grellen Licht der Schifflaterne eine blasse Mutter mit ihrem Säugling im Arm, vergrämt und verblüht, und wohl mit Sorgen entschlafen, um zu neuen Sorgen zu erwachen, daneben Arbeiter mit und auf ihren dürftigen Zwilchbündeln. Auf der Brücke aber wandelte der Kapitän in der ganzen Grandezza des Caballero vor dem über sein Rad gebeugten Steuermann, zwei verwetterte Gestalten, die in phantastischer Beleuchtung von dem schwarzen Grunde und dem regungslos gespannten Tauwerk sich abgrenzten. Tiefes Schweigen herrschte allenthalben, kein Matrose sprach und nur die Maschine ließ ihr monotones Stöhnen und Zischen vernehmen, während die Schraube lautlos ihr wirksames Geschäft vollzog.

Ich hatte mich endlich mit der Hoffnung auf mein schmales Lager gestreckt, nicht zu spät zu erwachen, um die Sierra Nevada nicht zu versäumen und über ihren Rücken weg noch einen Gruß nach meinem geliebten Granada hinübersenden zu können. Als ich aber bald nach Tagesanbruch wieder auf Deck erschien, war der sechste Längengrad westlich von Paris, wie er auf meiner Karte eingetragen war, und damit der Meridian von Granada wohl schon hinter uns. Hinter den Küstenbergen von Benaudalla und Gador aber starrte noch der Grat der Nevada, bekanntlich einer der höchsten Gebirgskämme Europa's (3554 m), in den bleichen Morgenhimmel. Die Spanier blickten mit Stolz, wir mit Bewunderung auf das herrliche Schauspiel, das leider mit zunehmender Annäherung unseres Schiffes an die Küste bald hinter den niedrigeren Vorbergen versank.

Wir fühlten keinen Drang, während der Dampfer in den kleinen Häfen Adra oder Almeria seine meist mineralische Ladung empfing, ans Land zu gehen. Denn in dürftigster Abgeschiedenheit vom Binnenverkehr, der durch den gewaltigen Gebirgsriegel fast gänzlich abgesperrt sein muß, kauern die Hafen- und Minenstädte am Fuß ihrer Berge, selbst in ihrer nächsten Umgebung so wenig Vegetation zeigend als nur möglich und auch sonst ohne irgend welchen anderen Reiz als ihn der großartige Alpenrahmen darbot. Vom Oberdeck aus sah man in die ziemlich menschenleeren ansteigenden Straßen und über die niedrigen Häuser der Städtchen weg und der Landwind trug sogar einzelne Töne einer Grabmusik zu uns herüber, von einem Leichenzuge herrührend, der sich hinter Adra zu einem Friedhof hinaufbewegte. Ich hatte den Eindruck, hier unter diesen grauen Halden wie unter den düstern Berg- und Hafenarbeitern nicht leben zu können, und freute mich über die Beweglichkeit meiner dermaligen Wohnstätte. Noch dachte freilich Niemand, welche furchtbaren Stöße im folgenden Jahre dieses Gebiet erschüttern sollten, als Hephästos selbst an seine unterirdischen Essen trat. Aber die Melancholie einer Unglücksstätte lagerte bereits über dem ganzen Küstenlande, dem Schauplatz der schwersten Heimsuchungen während der beiden folgenden Jahre: des Erdbebens und der Cholera.

Der Schiffskran arbeitete unablässig so lange wir in den genannten Häfen standen, und der Kielraum füllte sich mit dem Inhalte von schweren Körben, welchen schweißtriefende Bootsleute in den dunklen Bauch des Schiffes entleerten. Der Proviantmeister hißte Fische und Hühner an Bord, wortkarg und geldkarg wie das knappe Feilschen des Mannes und die schmerzlichen Geberden der Lieferanten erkennen ließen. Auf uns war der Eindruck dieses Treibens wesentlich günstiger, denn die salzige Seeluft, welche so staubfrei die Lungen erfrischte, und den Appetit reizte, schärfte die frohe Hoffnung, mit den Erwerbungen des Küchenchefs bald nähere Bekanntschaft zu machen. Denn auch der Kajütendiener fing bereits an geschäftig zu werden, den goldenen Wein von Xeres in die Kristallkaraffen abzufüllen und das unübertreffliche Obst der Quadalquivirniederung auf den Tafelaufsätzen zu gruppieren. Am zweiten Abend blieb ich auch, obwohl wir noch nicht weit vom Lande waren, bei Tische und der melancholische Eindruck schwand dahin unter dem Klirren der Teller und der Würze des Mahles. Man verdächtigte mich übrigens nicht der Gourmandise, denn wir fuhren unter spanischer Flagge. Auch war der Reiz der Tischgespräche so gering als möglich. Der Spanier spricht nicht viel bei der Mahlzeit und die wenigen wohl geschäftlichen Bemerkungen, welche Kapitän und Supercargo wechselten, waren uns fast gänzlich unverständlich geblieben. Meines Freundes französische Frage an den Kapitän, ob er französisch spräche, wurde kurz erledigt mit einem stolzen »Hablo solamente Español, Señor«. Es blieb uns nur übrig, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wie es der wetterfeste Mann fertig brachte, allmonatlich zweimal von Cadiz nach Marseille zu fahren, ohne sich um die Sprache seiner jenseitigen Kunden auch nur im Geringsten zu bekümmern. Meine Frage, was das sei, was wir heute verladen, entlockte dem Supercargo auch nur die kärgliche Antwort »Metallo, Señor«. Es stand mir frei, darüber nachzudenken, ob der Gute sich je herabgelassen, über die engere Spezialität seiner Fracht sich weiter zu informieren, oder ob er das Genus für den beschränkten Verstand seines Gastfreundes genügend erachtet habe. Im Uebrigen waren die Herren sehr zuvorkommend, wie überhaupt kein Spanier in einem Koupee einen Imbiß verzehrt, ohne vorher seinem Nachbar mit der lockenden Frage »gusta, Señor?« davon anzubieten. Es ist mir



Im Münchener Hofgarten. Von Johann Leonhard.

vorgekommen, daß ein artiger Caballero von dem benachbarten Koupee an unser Waggonfenster kam, um uns an einem besonders heißen Tage von seiner köstlichen Wassermelone zu offerieren.

An die schweigsame Artigkeit der spanischen Tischgesellschaft gewohnt, befanden wir uns daher vor unserer Sherry-Flasche so heimisch und behaglich, als ob ein Humpen schäumenden Gerstensaftes vor uns gestanden wäre, und in völlig hergestellter Stimmung verbrachten wir den Rest des Abends auf dem Deck. Ich dachte an verschiedene Briefe und Gedichte und blickte glücklich nach dem Leuchtturme von Cabo de Gata zurück, von wo das Mittelmeer, das von Malaga bis hierher einem Dampfschiffe nur eine fünfstündige Fahrt nach der afrikanischen Küste zumutet, sich zu erweitern beginnt. Von diesem Vorgebirg aus wurde auch unser Kurs, der bisher östlich gewesen war, nordöstlich, und ein Blick auf meine Karte belehrte mich zu meiner stillen Freude, daß dieser Kurs mit der Richtung nach der Heimat identisch sei. In der That zählte ich, als ich in meine Kabine hinabstieg, in freudiger Erwartung die Nächte, welche voraussichtlich noch hinzubringen waren, ehe ich wieder eintrat in den Kreis meiner Lieben.

Durch tiefen Schlaf in meiner schaukelnden Meereswiege und durch die kräftige erfrischende Morgenluft nach so vielen schwülen Nächten und staubigen Tagen fühlte ich mich wie neugeboren, und ich lag bald in meiner Koje bald auf Deck wie in Abrahams Schoß. Die müde Abgespanntheit war etwa so verflogen, wie unter der Erquickung eines Bades nach einer Wanderung in mittäglichem Sonnenbrand. Die vor mir liegende Karte belehrte mich über das, was ich wissen wollte, sonst überließ ich mich dem träumerischen Genuß all der Licht- und Farbenwunder vom gewaltigen Himmelsgewölbe bis zu den tanzenden Wellen und der — soweit dies die Entfernung erkennen ließ — noch immer zwar ziemlich sterilen aber in anmutigem Linienzuge gezeichneten Küste.

Von vorneherein hatte ich mir vorgenommen, auf diesem Teil meiner spanischen Fahrt, bei welchem ich mich ganz außerhalb meiner Geschäftsspäre befand, Alles an mich herankommen zu lassen, ohne viel zu fragen und durch spanische Radebrecherei mein Gleichgewicht zu stören oder meine Eigenliebe zu beschämen. Die so naheliegende Erkundigung, wo das Schiff wieder anlegen werde, habe ich daher auch nicht eingezogen, in einer Sorglosigkeit und Indolenz, über die ich mich selbst wundere. Besonders da unser Schiff jetzt eine Steuerrichtung aufwies, welche unter anderen persönlichen Umständen eine befremdete Frage auf meine Lippen gezwungen hätte Denn wir näherten uns nicht blos der Küste, sondern es schien, als wollte der Dampfer gerade auf ein mächtiges Felsenpaar losrennen, das sich aus dem eine Strecke lang etwas verflachten Ufer erhob und seinen Fuß wieder unmittelbar ins Meer senkte. Hier herum mußte Carthagena sein, und das Fernglas zeigte hoch oben an einem vorspringenden Rücken Linien, welche wie ein Fort aussahen. Aber der klassische Hafen wollte sich nicht zeigen, obwohl mehr und mehr Schiffe bemerkbar wurden, die augenscheinlich auf unser Ziel abhielten, aber von demselben kamen.

Es war eine der größten Ueberraschungen, welche ich erlebt habe, als plötzlich wie mit einem Zauberschlage die riesigen Felsenkuppen sich in zwei isolierte Berge zu spalten schienen und eine geräumige Durchfahrt zeigten. Nach unserer Kurslinie konnte ich nicht zweifeln, daß wir in die Enge steuerten, und nach den immer deutlicher hervortretenden Festungsmauern an den zugänglicheren Stellen, daß wir in der That Carthagena zu gewärtigen hatten. Aber auch die kühnsten Erwartungen übertraf der Anblick, welcher sich darbot, als wir in die großartige Bucht einliefen. Die Hafenstadt selbst, klein und ziemlich öde sich hinstreckend, erlaubt zwar keinen Vergleich mit den größeren Kriegshäfen oder Handelsemporien Europa's, aber das Naturschauspiel ist vielleicht auf dem ganzen Kontinent ohne Parallele und wirkt wahrhaft überwältigend. Riesige Felsgebirge umgürten ein weites, für das vorliegende Bedürfnis wohl viel zu weites Meerbecken, welches übrigens auch von der Flotte Karthago's oder der Armada Philipp II. nicht hätte ausgefüllt werden können. Die dermalige Marine Spaniens mußte den größten Teil ihrer Schiffe auswärts gehabt haben, wenigstens lag höchstens ein Dutzend Kriegsschiffe vor Anker, die ebenso wie unser Schiff klein und niedrig aussahen in dem ungeheueren Raum und in der grandiosen Gebirgsumgürtung.

Ein Ankerplatz wie dieser konnte nicht übersehen werden, seit überhaupt ein Schiff an der Südküste Spaniens Landungsstellen suchte. Ich stellte mir vor, wie die alten Phönikier gestaunt haben mußten, als sie hier anliefen, und begriff sofort, daß die Karthager diese Stelle für würdig fanden, den stolzen Namen Neu-Karthago zu erhalten. Denn von Barcelona bis Gibraltar bietet die Küste kein ähnliches Schauspiel mehr dar, und selbst die blühendsten Häfen, wie Grao, der Hafenplatz von Valencia, oder Malaga haben in ihrer Formation von der Natur nicht allzu große Vorteile empfangen. Dazu bildet unsere Reede gleichsam das Thor durch die sich teilenden Gebirge in das Gebiet von Murcia und von da nach Neucastilien und nach dem Landesinnern überhaupt. Wie aber noch jetzt der kürzeste Weg von Frankreich nach dem algerischen Oran über Carthagena führt, so mußte der Punkt seit den glänzenden Tagen von Karthago einen wichtigen Vorort des lange blühenden afrikanischen Küstenstriches auf der anderen Meeresseite gebildet haben.

Ich malte mir Hannibal's Landung aus und fand die Beharrlichkeit wohl begründet, mit welcher die Karthager diesen Stützpunkt Murcia's ebenso zu behaupten suchten, wie Sagunt als Fort Cataloniens. Daß dann



Studie. Von Otto Seitz.

die Römer Carthago nova zu schätzen wußten, ist bekannt. Auch den Vandalen konnte die Wichtigkeit des Platzes so wenig wie den Gothen verborgen bleiben, und es liegt sogar nahe, anzunehmen, daß gerade der Besitz von Carthagena zur vandalischen Erwerbung Karthago's die Anregung gab. Welch heterogene Völkerschaften und Sitten mußten also hier geherrscht haben, schon ehe der Halbmond auf den wohl von den Phönikiern gegründeten Befestigungen aufgepflanzt wurde. Asiatische, nordeuropäische, italienische, endlich afrikanische Kultur stapelte sich übereinander. Von den phönikischen Barken, welche mit Silber und Eisen beladen hier standen, von den römischen Triremen, welche ihre Präfekten hier absetzten und den besten römischen Kaiser, Trajan, vielleicht von hier aus seiner glänzenden Laufbahn zuführten, von den vandalischen Kähnen ist freilich nichts übrig geblieben, selbst keine Spur von den maurischen Schiffen mit ihren seidenen Emirzelten. Aber unter den Bewohnern können die Generationen nicht ganz verwischt sein, und besonders in den unteren Klassen ist wohl noch ein Tropfen karthagischen und vandalischen Blutes vorhanden. Ich sah mit äußerstem Befremden etliche Hafenarbeiter, die unter sich auffallend ähnlich von dem uns geläufigen Gesichtstypus so merkwürdig abwichen, daß ich meinen Freund anstieß und schweigend auf diese Erscheinung deutete. Er konnte nicht wissen, wie sich meine Gedanken in geschichtlich fernen Zeiten bewegten. Aber wie wir einhellig in einigen Toreros römische Gladiatorenköpfe erkannt hatten, meinte er jetzt lachend: „Sollten das vielleicht karthagische Nachkommen sein?" „Oder Vandalen" fügte ich hinzu und lange beschäftigten uns die hartgeschnittenen Köpfe mit dem großen geradlinigen Munde und gewaltigen Gebiß, das stark vortretend ihrem Lächeln etwas Höhnisches, ja Grauenhaftes gab. Mit solchem Lachen mögen die alten Karthager ihre Menschenopfer dem Moloch geweiht, oder ihre besiegten Generäle empfangen und brüllend ans Kreuz geschlagen haben. Solche Köpfe an entfesselten Siegerschwärmen lassen auch begreifen, wie die freilich damals etwas entnervten Römer vor den Vandalen jenen panischen Schrecken empfanden, der sich mit deren Namen bleibend verband.

Als wir Carthagena verließen, war eine etwas scharfe Brise aufgesprungen, welche den Schluß unserer Mittelmeerfahrt minder angenehm gestaltete. Am folgenden Morgen war Alles wesentlich verändert: Das Cabo de la Nao lag hinter uns, ich sah noch seinen Leuchtturm erlöschen. Das Schiff schlingerte ziemlich stark und kämpfte sich mühsam durch den Golf von Valencia. Die prächtigen Farben der Höhe von Malaga waren verwässert, und ein grauer Dunst legte sich auf die sich nähernde ziemlich flache Küste. Ich freute mich über den sonst gewiß nicht erfreulichen Wechsel, denn in Valencia mußten wir unser Schiff verlassen, von welchem ich unter den Annehmlichkeiten der vorausgegangenen Tage schweren Abschied genommen hatte.

Der Kapitän winkte chevaleresk seinen Scheidegruß, als wir die Landungsbrücke betraten, um uns dem Lärm der häßlichen Hafenstadt Grao zu überantworten. Der Kontrast war empfindlich, beleidigend. In einem erbärmlicheren Vehikel wurde ich nie befördert, als in der hier üblichen Tartane, zu welcher wir unserer der Trambahn unzugänglichen Gepäckstücke wegen verurteilt waren. Die fünf Kilometer lange Hafenstraße kann ebenfalls als ein seltenes Spezimen von Vernachlässigung betrachtet werden, doppelt peinlich durch den Bau unseres Karrens. Brillant dagegen war die für die Leistung geforderte Bezahlung. Allein Geduld, Mut, Spannkraft, Alles war wieder da, Leib und Seele neu gepanzert gegen Verdrießlichkeit wie Beschwernis, und zu allen Hoffnungen reizend erhoben sich immer mächtiger die Türme der schmucken Stadt des Cid, Valencia!

Das Täubchen.

Von Georg Scherer.

(Zu dem Bilde von Alfred Seifert.)

Schön-Aninka, loses Mädchen
Mit den träumerischen Augen,
Mit dem braunen Wellenhaare
Und dem spröden Rosenmündchen —
Wär' ich doch dein weißes Täubchen,
Das du mir zum Trotze herzest!
Fester wollt' ich mich — o glaub' es! —
An dein blendend Hälschen schmiegen,

An den weichen Busen drücken,
Dir die Wangen hold umschmeicheln,
Tief dir in die Augen blicken,
Dann ein seliges Geheimnis
Leis in's kleine Ohr dir flüstern . . .
Und — willst du es nicht versuchen? —
Süßer als der Taube Schnäbeln
Sind des Janko feurige Küsse!

„Mag wohl sein! Doch ob Schön-Janko
Mir so treu wär' als mein Täubchen —
Wer gibt dafür Brief und Siegel?"



Das Täubchen. Von Alfred Seifert.



Chic!

Von Friedrich Wahle.

Eine erste Liebe.

Charakterbild in einem Akt von Paul Heyse.

Personen:

Charlotte Mansfeld, Majorswittwe.
Claudine, ihre Tochter.
Ernst von Holm, Regierungsassessor.
Ein Dienstmädchen.

Behaglich möbliertes Zimmer, Thüren rechts, links und in der Mitte. Rechts ein Sofa, Fauteuils und kleiner Tisch. An der Wand gegenüber ein Pianino, darüber ein Spiegel. Eine Standuhr auf einer Konsole. Ein Bücherschränkchen.

Erste Szene.

Frau Charlotte

(in Trauerkleidern, sitzt im Sofa, eine Handarbeit auf dem Schoß, einen Brief in der Hand, den sie eben gelesen hat und auf den Tisch legt).

Charlotte.

Unmöglich! — Ich mag es überlegen, wie ich will, — mein Herz sagt immer Nein. Noch einmal ein halbes Glück? (in den Brief blickend, mit schmerzlichem Lächeln) Er will mich auf Händen tragen. Als ob ich es nicht erlebt hätte, daß damit Nichts gethan ist, wenn die Hände nicht die geliebtesten sind! (steht auf, geht unruhig durch das Zimmer, bleibt vor dem Spiegel stehen.) Muß man mit diesem Gesicht schon einen Strich machen unter alle Hoffnungen und Träume von Glück? Wenn es so wäre, dann zehnmal besser, sein Leben betrachten wie ein uninteressantes Buch, das man ausgelesen hat, als sich noch einen zweiten Teil aufdringen lassen, der eben so mittelmäßig zu sein verspricht. (kehrt zum Sofa zurück, blickt auf den Brief.) Neue Pflichten! Und die sollen ein Ersatz sein für alte Rechte des Herzens, die das Leben nie respektiert hat? Unmöglich! Auch zum Märtyrer- und Heldentum gehört Talent. Ich fühle nur zu sehr, daß es mir versagt ist. (setzt sich wieder, nimmt die Handarbeit vor.)

Zweite Szene.

Frau Charlotte. Claudine.

Claudine

(von rechts eintretend, wirft einen raschen Blick nach der Uhr, dann auf den Brief).

Ein Brief von Onkel Heinrich, Mama?

Charlotte.

Ja, Kind. Er grüßt dich herzlich. Er hofft uns bald zu sehen.

Claudine (erschreckend).

Er hofft —?

Charlotte.

Du weißt, daß es sein leidenschaftlicher Wunsch ist, wir sollten zu ihm ziehen auf sein Gut, ich sollte mich in die Sorge für die Erziehung der beiden verwaisten kleinen Mädchen mit ihm teilen.

Claudine

(eilt zu ihr hin, umarmt sie).

O Mama, nicht wahr, du thust es nicht? Es ist so öde, so sonnenlos, so menschenfeindlich auf Rauchenecк!

Charlotte

(ihr das Haar streichelnd, mit Lächeln).

Das eben wäre ein Grund, dem armen, vereinsamten Manne das Leben ein wenig menschlicher zu machen. Aber sei ruhig! Auch wenn ich es über mich brächte, dir würde ich es nicht zumuten, deine schöne Jugend dort zu vertrauern. (sie bedeutsam anblickend) Obwohl — auch in der lebhaften großen Stadt scheint nicht immer die Sonne.

Claudine

(wendet sich erröthend ab, geht nach dem Pianino, blättert in einem Notenheft).

Charlotte.

Willst du nicht etwas spielen?

Claudine

(schüttelt den Kopf, geht nach dem Bücherschränkchen, nimmt ein Buch heraus, blättert darin).

Das Instrument ist verstimmt.

Charlotte.

Nur das Instrument? — So lies mir ein wenig vor. Wo blieben wir doch gestern stehn?

Claudine

(das Buch rasch wieder hineinstellend).

Es ist — wohl schon zu spät. Die Uhr geht nach. Es muß gleich Fünf sein, wo immer deine Besuche kommen.



Die Schwestern. Von Hermann Schneider.

Charlotte.

Wir haben noch eine halbe Stunde, und da du zum Plaudern so wenig aufgelegt scheinst, wie ich —

Claudine

(sinnt einen Augenblick, eilt dann plötzlich zu der Mutter hin, gleitet vor ihr nieder und umfaßt sie).

O Mama, mein Herz ist so voll!

Charlotte

(ihre Arbeit weglegend).

Und kann doch noch nicht überfließen? (streichelt ihr die Wange). Ich kann warten, Kind. Es ist die wichtigste Lebenskunst, auf den rechten Augenblick zu warten. Man lernt sie erst, wenn man oft ein Zuspät oder ein Zufrüh zu bereuen hatte.

Claudine.

Nein, Mama, dies ist der rechte Augenblick. Wenn du es von einem Anderen hörtest, früher als von mir — ich würde mir's nie vergeben. Bist du nicht meine liebste, treueste, einzigste Freundin?

Charlotte.

So dacht' ich auch, mein geliebtes Kind. Aber seit vierzehn Tagen, da ich dich so verschlossen, so abwesenden Geistes herumgehen sah — da wünschte ich dir oft eine andere, jüngere Freundin, eine Schwester, der du leichter dich eröffnet hättest. Denn Mädchengeheimnisse, die ihren Ursprung auf einem Balle gehabt haben —

Claudine.

Nein, Mama, auch einer Schwester hätt' ich's nicht sagen können, was mir selbst noch ein Rätsel war. Du aber, wenn die Trauer um die arme Tante nicht gewesen wäre und du hättest mich begleiten können — du hättest Alles gesehen und gewußt, früher als ich selbst. Du hast so unfehlbare Augen.

Charlotte (lächelnd).

Und wenn ich nun dennoch Alles wüßte?

Claudine

(springt auf, sieht die Mutter bestürzt an).

Was, Mama?

Charlotte.

Daß dies junge Herz sich nicht mehr angehört?

Claudine.

O liebe, süße Mutter! (umarmt sie leidenschaftlich.)

Charlotte

(sie sanft abwehrend).

Komm! Sei ruhig! Setz dich neben mich und laß uns wie zwei gute alte Freundinnen recht vernünftig plaudern. Darfst du mir denn nicht frei ins Gesicht sehen? Ist es eine Sünde, Jemand lieber zu haben, als sich selbst?

Claudine

(sehr ernsthaft vor sich hin blickend).

Doch, Mama! Eine Sünde gegen dich, gegen das, was du unsere gute alte Freundschaft nennst. Ich hatte mir so fest gelobt, nie Jemand lieber zu haben, als dich!

Charlotte.

Und mußt nun doch der Gewalt weichen, wie wir schwache Menschenkinder alle. Nun, wenn dir daran liegt, von dieser Sünde losgesprochen zu werden — (küßt sie auf die Stirne. Die Uhr schlägt drei Viertel.)

Claudine (zusammenfahrend).

Nur noch eine Viertelstunde! Um Fünf wird er kommen. Er fragte mich gestern, wann er dich zu Hause träfe.

Charlotte.

So seid ihr im Reinen?

Claudine (eifrig).

Nicht ein Wort hat er davon gesagt, nicht eine Silbe habe ich zu antworten brauchen. Aber an den drei Abenden, wo ich mit ihm zusammen war — jeder seiner Blicke, das unbedeutendste Gespräch, das wir führten, hatte nur den Einen Sinn. O wenn du ihn kenntest! Er ist anders als alle Anderen. Nie eine Schmeichelei, auch nur daß er eine Blume gelobt hätte, die ich im Haar trug! Und doch wußt' ich: nur ich allein war für ihn im Saal, auch wenn er mit Anderen tanzte oder plauderte. Und so er für mich. Wenn du doch da gewesen wärst, nur daß ich schon früher gewußt hätte, wie er dir gefällt! Denn wenn du etwas gegen ihn hättest, wie könnte ich da glücklich mit ihm werden! Aber er muß dir gefallen. Auch meine gute Ballmutter, Frau von Weyern, — immer wenn sie mich im Wagen nach Hause brachte, floß sie über von seinem Lobe. Ich habe jetzt erst gesehn, was für eine vortreffliche Frau sie ist.

Charlotte (heiter).

So wäre mein Urteil ja höchst überflüssig.

Claudine.

Nein, Mama, wir können uns irren, alle Menschen können sich irren, nur du nicht. Wenn er dir mißfiele — zwar in der ersten Stunde — er ist nicht, was man einen schönen Mann nennt — auch nicht der Jüngste — so in deinem Alter — aber wenn du ihn nur gütig aufnimmst — Er hat mir gesagt, daß er morgen mit seinem Chef eine Dienstreise antreten muß, auf drei Wochen — er ist Assessor im auswärtigen Amt — (springt auf) Horch! — kommt er da nicht? — Nein, er ist's nicht.

Charlotte.

Mein geliebtes Kind, wenn es dich beruhigen kann, so wisse, daß ich ihn doch schon besser kenne, als du glaubst. Ich habe, da ich seit jenem ersten Ball deine veränderte Stimmung bemerkte, meine Stellvertreterin befragt und über diesen Herrn von Holm, deinen Tänzer, das Allergünstigste gehört. Wenn es ihm wirklich Ernst ist, wenn er jetzt kommt, dich von mir zu erbitten — er soll das offene Herz einer Mutter finden und die offenen Arme einer glücklichen Braut.

Claudine

(sie stürmisch umarmend).

O meine süße, einzige Freundin! (springt auf.) Verzeih, wenn ich mich so kindisch betrage! Aber wie soll man ruhig und gesittet bleiben, wenn das Herz so unvernünftig hüpft und hämmert! O Mama, es ist ja meine erste Liebe! Wenn ich sonst davon las oder daran dachte, daß Menschen sich verlieben können, — ich konnte mir nichts Rechtes dabei denken. Daß ich außer dir je einem Menschen so grenzenlos, so bis in den Tod mich hingeben könnte, ich begriff nicht, wie das möglich wäre. Und jetzt — es ist mir, als wäre ich eine ganz neue Person. Von der alten Claudine ist nichts geblieben als ihre Leidenschaft für ihre holde Mama. O sag, ist das immer so? Hast du das auch erfahren?

Charlotte

(träumerisch mit dem Kopf nickend).

Gewiß, Kind; ich auch.

Claudine.

Und warst auch du so glücklich bei aller Unruhe? so verzagt bei allem Jubel? Wußtest auch du gleich, daß Papa dich eben so liebte?

Charlotte (sich abwendend).

Was fragst du, Kind!

Claudine (schüchtern).

Verzeih — ich bedenke eben erst — vielleicht war mein armer guter Papa gar nicht deine erste Liebe.

Charlotte

(nach einer kleinen Pause).

Nein, mein Kind. Er war es nicht.

Claudine.

Du Arme! So hast du deine erste Liebe erst betrauern und begraben müssen, ehe du Trost in einer zweiten fandest!



Eine Landpartie. Von Arthur Langhammer.

Charlotte
(steht auf in tiefer Bewegung, geht nach der Uhr, bleibt Claudinen abgewandt stehen).

Er kann nun jeden Augenblick kommen.

Claudine
(eilt zu ihr hin, legt den Arm um ihre Schulter).

O liebe Mutter, ich habe an eine wunde Stelle gerührt — ich fragte so unbedacht — vergib!

Charlotte
(wendet sich nach ihr um, faßt ihre beiden Hände).

Betrübe dich nicht darum! Warum sollst du nicht auch mein Herz kennen, wie ich das deine? Jetzt, wo du kein Kind mehr bist, wo dein Herz dich zum Weibe gemacht hat? Laß dir sagen, Liebste, daß ich dich beneiden könnte, wenn eine Mutter ihr Kind um irgend ein Glück, das ihr selbst versagt blieb, zu beneiden vermöchte. Dir wird das Höchste des Lebens zu Teil: den Mann deiner ersten Liebe zu besitzen. Ich war sechs Jahre vermählt gewesen und acht Jahre Wittwe, als ich zum ersten Mal erfuhr, was heute dein Herz so stürmisch klopfen macht, es nur erfuhr, um zu wissen, was mir für immer versagt bleiben sollte! (sinkt auf den Sessel vor dem Pianino.)

Claudine
(neben ihr knieend, den Arm um sie schlingend).

Meine arme Mutter!

Charlotte (sich fassend).

Nein, keine thörichte Weichherzigkeit! Was ist's auch? Was hab' ich Schlimmeres erfahren, als Unzählige meines Geschlechts? (drückt Claudinens Kopf an ihre Brust, sieht in Erinnerung versunken vor sich hin.) Ich war so jung, als dein Vater um mich warb, ich wußte noch nichts davon, daß ich ein Herz hatte, es schlief noch und träumte nicht einmal. Und er war ein so edler Mann, und es rührte mich so, daß ich dummes junges Ding von sechzehn Jahren so viel Gewalt hatte über den großen, ernsten Offizier von vierunddreißig Jahren — und es schmeichelte mir natürlich auch. Da wurde ich seine Frau, und hatte nie Grund es zu bereuen, und als ein früher Tod ihn mir nahm, beweinte ich ihn so herzlich, wie ich — einen Bruder oder Vater oder meinen besten Freund beweint haben würde. Und dann hatt' ich dich, meinen geliebten Trost, und lebte in einer stillen, warmen Dämmerung aller Gefühle, noch jung, und doch als ob ich vom Leben Nichts mehr zu erwarten hätte. Liebe? Ich dachte, ich hätte sie genossen. Empfangen hatt' ich sie ja auch. Aber nur das Herz fühlt sich reich, das geben kann; und das meine war noch arm und leer.

Claudine
(sich an sie schmiegend).

O liebe Mama, es macht mich so glücklich, daß du mir das Alles sagst! Aber dir thut es weh.

Charlotte.

Nein, es thut wohl, wenn eine alte Wunde, die nie ganz geheilt war, neu zu bluten anfängt. Laß fließen! Ich verblute nicht daran. Damals freilich —

Claudine.

Und ich war bei dir und habe Nichts geahnt!

Charlotte.

Wir waren getrennt, du in der Pension, du weißt, als ich dich ins Seebad nicht mitnehmen wollte so kurz vor deiner Einsegnung. Ich ging so ungern. Aber weil der Arzt durchaus darauf bestand — ich hatte mir den Fuß gebrochen, und meine Nerven waren zerrüttet durch die lange Zimmerhaft — ich sollte meine völlige Genesung in der Seeluft abwarten. An Baden war nicht zu denken. Ich lag den ganzen Tag auf meinem Balkon im ersten Stock des Strandhotels, unbeweglich, und sah von der Welt nur, was vor dem Hause und auf der Terrasse unter mir vorging. Und da — gleich am zweiten Tage —

Claudine
(ohne sie anzusehen).

Warst du auch so zu Tod erschrocken und zugleich so selig erstaunt, wie wenn die Welt ringsum auf einmal in einem goldenen Feuer stünde?

Charlotte.

O Kind, ich war einunddreißig Jahr und krank und von so mancher Lebenshoffnung betrogen. Da steht vor jedem Gefühl der Zweifel Wache. Und auch er — er war traurig und sein Herz von ganz anderen Sorgen erfüllt. Den Tag über wich er nicht von dem Rollstuhl seiner Mutter, einer alten, halbblinden Frau, die immer ihr Strickzeug zwischen den durchsichtigen feinen Händen hielt, und plauderte mit ihr oder las ihr vor, und erst, wenn sie zu Bette war, ging er über die Dünen und erfrischte sich in der dunklen See. Mein Mädchen hatte sich förmlich in ihn verliebt, sie sprach mir beständig von dieser Frau von Severin und Herrn Ernst von Severin, ihrem Sohn, der nur für die kranke Mutter lebe. —

Claudine.

Ernst von Severin? Seltsam! Auch er heißt Ernst!

Charlotte.

Und immer wieder rühmte sie, er habe gar kein Auge für die schönsten und liebenswürdigsten Damen, und wenn man ihn und die Mutter zusammensähe, es sei wie ein Brautpaar.

Claudine.

Und wie hast du seine Bekanntschaft gemacht?

Charlotte.

Ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen. Nur seine stillen, traurigen Augen schweiften manchmal zu meinem Balkon hinauf, und beim Kommen und Gehen grüßte er mich mit einer schwermütigen Geberde, als wollte er sagen: du leidest und wir auch; wir gehörten eigentlich zusammen.

Claudine.

Und dabei blieb es?

Charlotte (steht auf).

Was sollte mehr geschehen? Was wollte ich denn mehr? Ihn sehen, seine schöne, etwas umschleierte Stimme hören, mit allen Gedanken immer bei ihm sein und Nachts von ihm träumen — lache deine alte Mutter nur aus! Wenn wir lieben, sind wir alle so jung und thöricht, so scheu und überspannt, wie die Jüngsten, auch wenn wir eine große Tochter haben, die schon eingesegnet werden soll!

Claudine.

O das ist Schade!

Charlotte.

Was, Liebste?

Claudine.

Daß er nichts davon erfuhr. Gewiß, er liebte dich auch — wie hätte er dich täglich sehen und nicht lieben sollen? — Und wenn ihr euch begegnet wäret und gesprochen hättet — du wärest jetzt glücklich.

Charlotte.

Vielleicht! Und doch — er war in meinem Alter, also um so viel jünger als ich, da er ein Mann ist; und ich mit einer großen Tochter — wer weiß, ob er sich jetzt gegen seine alte Frau so liebevoll zeigen würde, wie damals gegen seine alte Mutter.

Claudine.

Nein, Mama, das leide ich nicht, das darf nicht so bleiben! Wir wollen ihn suchen, gewiß, er ist noch frei, er kann dich nicht vergessen haben, und wenn er dich wiedersieht —

Charlotte.

Was fällt dir ein, du Phantastin? Wie kannst du nur glauben —

Claudine.

Nein, nein, ich will nicht allein glücklich sein. Jetzt ist es an mir, dich zu bemuttern, für dein Glück zu sorgen, an das ich schlechtes Kind die letzte Zeit so wenig gedacht habe, während du, obwohl es auch deine erste Liebe war, doch deine ferne Tochter nicht vergaßest und um ihretwillen —

Charlotte.

Nun verbiete ich es dir ganz ernstlich, von so chimärischen Dingen nur noch ein Wort zu reden. Glaub, ich verlange Nichts mehr für mich. Ich weide mich an deinem Glück, und wenn ich manchmal an jenen verspäteten Jugendtraum zurückdenke — er ist aufgehoben an der heimlichsten Stelle in meinem Herzen, wo es nie Winter wird, wo immer eine warme Quelle sprudelt und ein Duft weht, wie von einem Veilchenbeet — siehst du, ich werde noch zur Dichterin und schäme mich nicht einmal vor meiner großen Tochter! (Sie ist auf das Sofa gesunken, bedeckt die Augen mit der Hand.)

(Die Uhr schlägt fünf.)

Das Dienstmädchen (tritt ein, eine Visitenkarte in der Hand). Dieser Herr wünscht seine Aufwartung zu machen.

Claudine

(nimmt ihr rasch die Karte ab).

Ernst von Holm — O, Mama —

Charlotte (lächelnd).

Sollen wir uns verläugnen lassen, wenn unser Lebensglück anklopft? (zu dem Mädchen) Ich lasse bitten — (das Mädchen ab).

Claudine.

Ach, Mama, sprich du erst allein mit ihm! Aber empfang ihn gut!

Charlotte.

Kind, das du bist!

Dritte Szene.

Vorige. Holm (tritt ein).

Holm.

Ich nehme mir die Freiheit, gnädige Frau —

Charlotte

(fährt in die Höhe, sieht sich rasch um, zittert und hält sich an der Lehne des Sofas).

O Gott!

Holm

(in höchster Ueberraschung, für sich).

Was seh' ich! Wär's möglich?

Claudine

(die Beide beobachtet hat, in plötzlicher Ahnung).

Du bist erblaßt — was ist dir?

Charlotte

(sich mühsam fassend).

Nichts — Nichts! (versucht zu lächeln.) Mein altes dummes Herzklopfen, das du ja kennst. (ohne sich umzuwenden) Herr von Holm, ich bitte — (wieder zu der Tochter) Geh, Liebste! Laß uns allein!

(Claudine sieht die Mutter starr an, wirft einen forschenden Blick auf Holm, verneigt sich gegen ihn und entfernt sich dann langsam in sichtbarer Erschütterung durch die Thüre rechts.)

Vierte Szene.

Frau Charlotte. Holm.

Holm

(nähert sich zögernd).

Gnädige Frau — darf ich meinen Augen trauen —

Charlotte

(wendet sich zu ihm, betrachtet ihn mit ängstlicher Spannung; für sich)

Ist es denn kein Traum?

Holm.

Ich hatte vor Jahren schon einmal das Glück —

Charlotte

(sinkt in das Sofa).

Darf ich fragen, mein Herr — vielleicht waltet hier doch ein Irrtum vor. Der Name auf Ihrer Karte, Ernst — von Holm —

Holm.

Es war der Mädchenname meiner Mutter. Ich habe dem Wunsch ihres Bruders nachgeben müssen, der nach dem Tode seines einzigen Sohnes mich zu seinem Erben machen wollte, unter der Bedingung, daß ich seinen Namen annähme. Und da auch meine teure Mutter diesem Wunsch zustimmte —

Charlotte

(für sich, ohne ihn anzusehen).

Wenn ich das Alles doch nur träumte! — Nein — es ist grausame Wirklichkeit!

Holm.

Aber Sie, gnädige Frau — daß ich Sie hier wiedersehen würde — so völlig ahnungslos —! Sie werden es kaum glauben: ich habe mich damals, als wir unter Einem Dache mit einander wohnten, nie nach Ihrem Namen erkundigt.

Charlotte (sich fassend).

Was konnte Ihnen auch am Namen einer Frau liegen, die Ihnen völlig fremd und gleichgültig blieb!

Holm (sich setzend).

O nein, gnädige Frau! Obwohl ich den Klang Ihrer Stimme nie gehört hatte, die Erinnerung an Sie hat mich lange begleitet, mit einem seltsam gemischten Gefühl von Glück und Reue.

Charlotte.

Reue? Was hätten Sie gegen mich verschuldet?

Holm.

Nichts gegen Sie. Aber ich empfand es als eine Schuld gegen meine arme Mutter, daß ich in ihrer schwersten Leidenszeit, in den letzten Monaten, die sie noch zu leben hatte, Gedanken übrig hatte für eine fremde schöne Frau, daß oft, wenn ich neben ihr saß und ihre feuchte, kühle Hand in der meinen hielt, mein Sinn nicht bei ihr war, sondern zu Ihrem Balkon hinaufschweifte, in einer Art von unwiderstehlicher Bezauberung, die erst von mir ließ, als der Tod dies treueste Herz von dem meinigen trennte.

Charlotte

(ihre freudige Bewegung verbergend).

Sie übertrugen Ihr Mitgefühl für Ihre teure Kranke auch auf die unbekannte Leidende.

Holm.

Waren Sie leidend? Ich wußte es nicht. Wie gesagt, ich unterließ es, mich nach Ihnen zu erkundigen. Ich hätte erröten müssen, wenn ich mir ein anderes Interesse eingestanden hätte, als die Sorge um das dahinschwindende Leben meiner Mutter. Und doch, so stark war ich nicht, daß die Sympathie, die ich vom ersten Augenblick für Sie fühlte, mir nicht in mancher Stunde die Schrecken des nahen Verlustes gemildert hätte. Sie erschienen mir wie der Inbegriff aller weiblichen Anmut. Ich hätte Viel darum gegeben, Sie nur Einmal sprechen zu hören. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß Alles, was Sie sagten, Geist und Güte atmen würde. (lächelnd) Ich sehe, daß ich mich meiner jugendlichen Schwärmerei nicht zu schämen habe — denn ich finde nun Alles bestätigt, was ich damals aus der Ferne nur ahnen konnte.

Charlotte.

In den fünf Jahren, die dazwischen liegen, ist Ihnen die Zunge gelöst worden. Sie sprechen die Sprache der Galanterie sehr geläufig.

Holm.

Nein, gnädige Frau, halten Sie das nicht für eine gesellschaftliche Phrase, was die einfache Wahrheit ist. Ich bin wirklich noch ein Neuling den Frauen gegenüber.

Charlotte (in Gedanken).

Neulinge sind gefährlich. Sie sagen in der ersten Stunde alles oder nichts, und auch ihr Verstummen ist beredt. Ihre Mutter wird dieses sehr unschuldige Geheimnis doch wohl erraten haben.

Holm.

O nein! Sie wäre sehr unglücklich darüber gewesen. Ihre einzige Schwäche war ihre Eifersucht auf jedes weibliche Wesen, mit dem sie sich in das Herz ihres Sohnes hätte teilen müssen. Und da ich sie so sehr liebte, bin ich denn auch ein so alter Mensch geworden, ohne mich den Frauen zu nähern. Sie werden nun auch begreifen, gnädige Frau, daß ich da, wo es sich um das Glück meines Lebens handelt, noch kein Wort gefunden habe.

Charlotte (plötzlich sich besinnend, mit verändertem Ausdruck).

Das Glück Ihres Lebens —?

Holm.

Ich darf doch wohl annehmen, daß der Anlaß meines Besuches Ihnen nicht ganz unbekannt ist. Oder sollte Ihr Fräulein Tochter Sie nicht vorbereitet haben?

Charlotte (steht auf).

Meine Tochter — allerdings. (für sich) Mein Gott, wohin bin ich geraten!

Holm (erhebt sich ebenfalls).

Ich bin kein Diplomat, gnädige Frau. Mir fehlt die Kunst, halbe Worte zu machen, wo ein ganzes Gefühl mich beherrscht. Doch wenn Sie wissen, was mich heute zu Ihnen geführt hat —

Charlotte (abgewendet).

Claudine — hat mir allerdings eine Andeutung gemacht —

Holm.

Ihre Tochter hat mir gesagt, daß sie keine andere Freundin und Vertraute habe, als ihre Mutter. Wird diese gütige mütterliche Freundin es mir verdenken, wenn ich mich zuerst an sie wende? die Bestätigung meines Glückes von ihr erbitte?

Charlotte (mit bitterem Lächeln).

Wie sollte ich! O es ist das Alles so natürlich, so ganz in der Ordnung. Uns alten Frauen beichtet man so viel zwangloser seine Herzensgeheimnisse, seine Gefühle für Jüngere, — zumal, wenn man noch ein Neuling ist.

Holm (ohne ihre Erregung zu bemerken, in wachsender Unbefangenheit).

Wie eigen sich das Alles nun löst! Jetzt verstehe ich erst, warum ich mich beim ersten Anblick von Ihrer liebenswürdigen Tochter für immer gefesselt fühlte. Sie gleicht Ihnen nicht im Aeußeren. Aber eine gewisse Verwandtschaft des geistigen Wesens, der Seelenausdruck ihres Gesichts, den sie mit Ihnen gemein hat — unbewußt tauchte die Erinnerung an den Gegenstand meiner alten Schwärmerei wieder in mir auf, jetzt ohne jedes Reuegefühl, und wenn die neue Liebe mich so rasch ganz gefangen nahm, so war es nur gleichsam die Fortsetzung eines älteren Gefühls und blieb so zu sagen — in der Familie.

Charlotte (für sich).

Wenn er ahnte, wie er mich mißhandelt!

Holm (ein wenig betroffen über ihr Schweigen).

Ich soll morgen eine Reise von einigen Wochen antreten. Ich kann nicht gehen, ehe ich mein Schicksal erfahren habe. Zwar glaube ich desselben sicher zu sein, so weit es von Ihrer Tochter abhängt. Doch ehe ich weiß, wie Sie selbst gegen mich gesinnt sind —

Charlotte (die sich völlig gefaßt hat).

O ich — eine Mutter, die keinen Anspruch auf ein eigenes Glück zu machen, nur noch für das ihres Kindes zu sorgen hat — zudem, wir sind ja alte Bekannte, Herr von Severin, und ich darf hoffen, einen Schwiegersohn in Ihnen zu gewinnen, der meine Tochter glücklich macht. Was könnte auf meine Zustimmung noch viel ankommen?

Holm.

Sagen Sie das nicht, teuerste Frau. Ich weiß, wie Ihre Tochter an Ihnen hängt. Wenn Sie etwas gegen mich hätten, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß wir Drei in Zukunft in ungetrübtem Einklang —

Charlotte (ihm rasch ins Wort fallend).

Meine Zukunft? Die wollen wir aus dem Spiele lassen. Ein junges Paar soll sein Leben für sich allein beginnen. Die geliebteste dritte Person ist da vom Uebel. Und darum erlasse ich es Ihnen, mir das Pflichtteil einer pietätvollen Verehrung zu widmen. Sie haben das Recht und die Pflicht, nur an Ihre Braut zu denken.

Holm (freudig).

Meine Braut! Wie das Wort in Ihrem Munde klingt!

Charlotte (herb, mit einem unterdrückten Seufzer).

Ja wohl! es hat einen eigenen Klang. Ich gehe, sie Ihnen zu schicken. Sie wird vor Ungeduld vergehen. Nur Eins — eine kleine Bitte noch.

Holm.

Alles, was Sie wünschen.

Charlotte.

Daß Sie meiner Tochter Nichts von Ihrem Namenstausch sagen. Ich habe einen Grund dabei.

Holm.

Einen Grund?

Charlotte.

Der Sie selbst nicht betrifft. Es knüpfen sich an Ihren früheren Namen gewisse Erinnerungen — Genug. Sie thun mir den Gefallen, nicht wahr?

Holm.

Doch wenn ein Zufall — wenn sie mich fragen sollte —

Charlotte.

Wie sollte sie? Sie hat keine Ahnung. Und nun — (ihm die Hand reichend, die er an seine Lippen drückt) — ich vertraue Ihnen das Einzige an, was mir das Leben noch gelassen hat. Sie machen mich zu einer ganz armen Frau. Sie können es mir nicht verargen, wenn Ihr Anblick mich zunächst nur an meinen Verlust erinnert. (Rasch ab, da ihre Bewegung sie zu übermannen droht.)

Fünfte Szene.

Holm (allein. Dann) **Claudine.**

Holm.

Welch wundersame Fügung! Wer mir gesagt hätte, damals, als ich dieser Frau meine platonische Anbetung widmete — Sie selbst schien von dem sonderbaren Zusammentreffen erregt. Eine herrliche Frau! All das in voller Entfaltung, was bei ihrer Tochter so entzückend im ersten Aufblühen ist — (Claudine tritt ein.) Ah, endlich! — Aber wie bleich — wie ernst! (sich ihr nähernd) Mein teures Fräulein —

Claudine (tonlos, ohne ihn anzusehen).

Sie haben Wort gehalten — Sie sind gekommen —

Holm.

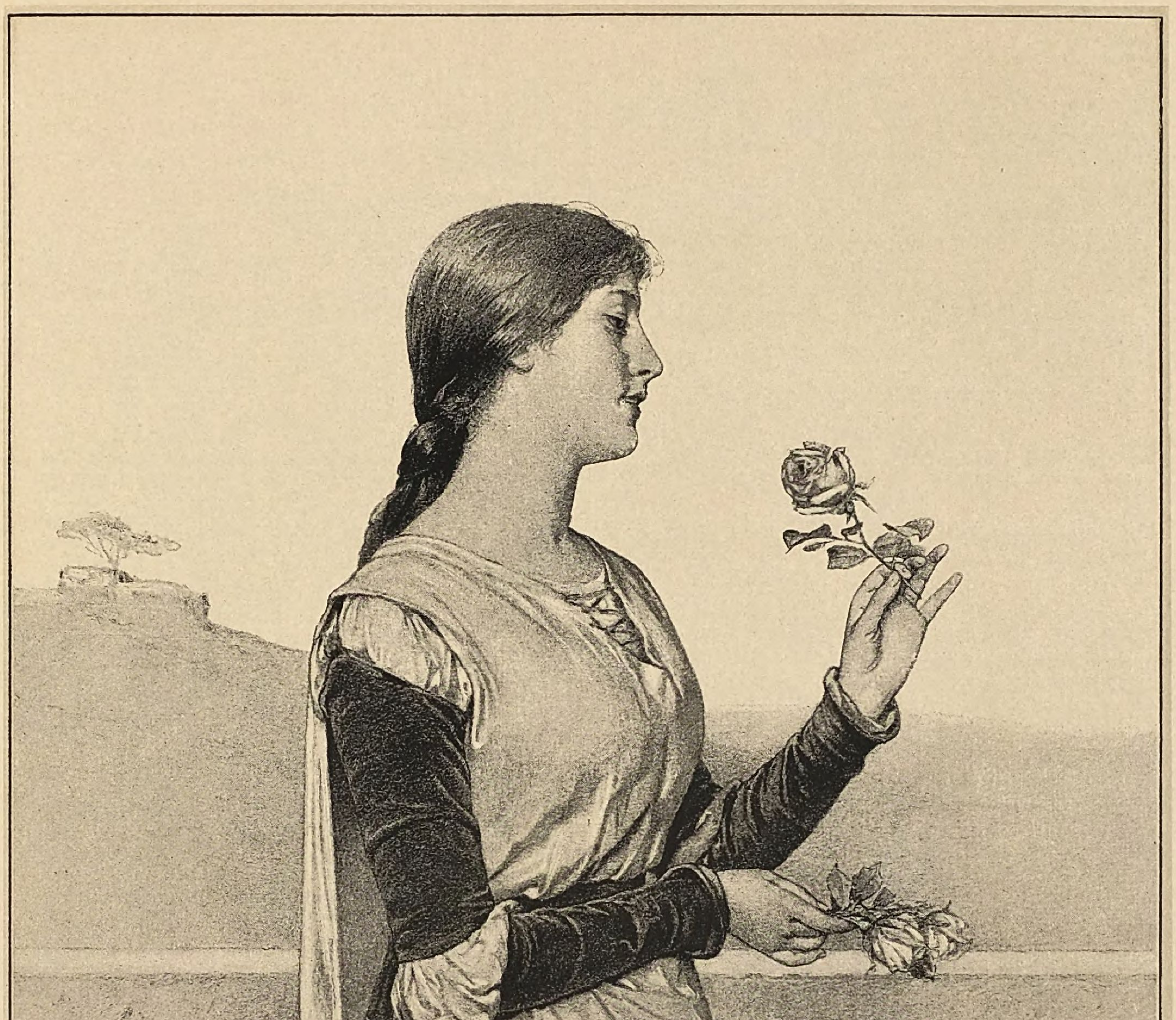
Haben Sie daran gezweifelt?

Claudine (in Gedanken).

Wollen Sie nicht Platz nehmen? (Sie bleiben Beide stehen. Pause.) Sagen Sie mir Eins: nicht wahr, Sie haben meine Mutter schon früher gekannt?

Holm (bestürzt).

Ihre Mutter? — wie kommen Sie darauf?



Florentinerin. Von Eduard Niczky.

Claudine.

Mir war's, wie Sie eintraten, als ob Sie sie wiedererkännten. Man vergißt auch freilich ein solches Gesicht nicht leicht, wenn man es einmal gesehen hat.

Holm.

Allerdings habe ich Ihre Frau Mutter vor fünf Jahren gesehen, nur von fern. Sie hat Ihnen vielleicht erzählt —

Claudine
(auf einen Stuhl sinkend).

O Nichts, nicht eine Silbe. Aber bitte, setzen Sie sich doch, Herr von Severin.

Holm
(fährt zusammen).

Ich heiße Holm, mein Fräulein.

Claudine (mühsam).

Ernst von Holm, ja wohl, so steht auf Ihrer Karte. Aber dann — warum nannten Sie sich früher anders?

Holm.

Mein teures Fräulein, wenn Sie es zu wissen verlangen —

Claudine
(mit plötzlicher Lebhaftigkeit).

Nein, nein, sagen Sie mir nichts! Ich habe kein Recht in Ihre Geheimnisse einzudringen. Ich weiß ja auch genug, mehr als ich zu wissen wünschte. Verzeihen Sie, daß ich so indiskret erscheinen muß — es entschlüpfte mir — ich bin nicht ganz Herr meiner selbst in diesem Augenblick.

Holm
(setzt sich neben sie).

Sie sind nicht ganz wohl, teures Fräulein. Als ich gestern von Ihnen Abschied nahm, sagten Sie mir mit so strahlenden Augen „auf Wiedersehen!" —

Claudine
(schwermütig vor sich hin nickend).

War es erst gestern? — Ja wohl! Es ändert sich Manches über Nacht.

Holm.

Auch Gefühle, die auf festem Grunde zu ruhen schienen? Sie begegnen mir heute so fremd. Soll ich glauben, daß ich all die Zeit, da Sie mich anders anblickten, in der unerhörtesten Verblendung befangen gewesen sei? Daß es eine eitle Thorheit war, mir einzubilden, ich sei Ihnen nicht gleichgültig?

Claudine (steht auf).

Nein, Herr von Holm. Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Was ich für Sie fühle, hat sich nicht geändert über Nacht. Wenn ich Sie dennoch nicht mehr so heiter begrüßen kann, wie gestern — glauben Sie mir, es ist mir selbst am schmerzlichsten, — doch Sie, Sie tragen keine Schuld daran! Ich fühle — ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, daß Sie heut gekommen sind, es mir — und der Mama — zu sagen — (rasch, ihn scharf anblickend) Sie haben es ihr doch gesagt, nicht wahr?

Holm.

Alles — was ich Ihnen selbst kaum anzudeuten wagte: welch ein unaussprechliches Glück es mir sein würde, Ihnen mein ganzes Leben widmen zu dürfen.

Claudine (für sich).

Die Arme! Das hat er ihr gesagt! (laut) Und sie, was erwiderte sie?

Holm.

Was ein zärtliches Mutterherz in solchem Falle nur erwidern kann: daß sie ihr Glück nur in dem Glück ihrer Tochter suche.

Claudine.

Ja wohl, so ist sie! O sie ist die Beste, Edelste, Liebevollste ihres Geschlechts. Wenn Sie sie kennten, wie ich sie kenne, Sie würden nicht begreifen, daß Sie im Ernst an mich denken konnten, wo es solche Frauen giebt. Ich — ich bin noch so unfertig. Wer weiß, ob ich halte, was Sie sich von mir versprechen. Aber die Mama —

Holm.

Mein teures Fräulein, wie können Sie mir zutrauen —

Claudine
(eifrig fortfahrend).

Nein, Sie sind mir Nichts schuldig, keine Rücksicht, nicht einmal eine Erklärung. Sie haben ja kein Wort gesagt, das Sie zurückzunehmen hätten. Und dann sehen Sie: ich und die Mama, wir sind zwei so gute alte Freundinnen — was der Einen zu Liebe geschieht, beglückt auch die Andere, — glauben Sie es nur. Ich scheine vielleicht jetzt nicht so ganz heiter, aber das — hat einen anderen Grund. Und es wird vorübergehen. Sie aber, sie müssen durchaus Mama näher kennen lernen. Sie ist ja auch noch jung — sie war erst sechzehn, als sie sich verlobte — und daß sie schöner ist, als ich, werden Sie nicht leugnen. Also nicht wahr? wir bleiben darum doch gute Freunde, wenn Sie sich jetzt noch bedenken. Stellen Sie sich vor, welch ein Unglück es wäre, wenn Sie mich gewählt hätten und fänden hernach die Mutter liebenswürdiger als die Tochter.

Holm
(ergreift ihre Hand, die sie ihm widerstrebend läßt).

Jedes Wort, das Sie sagen, bestärkt mich in der Gewißheit, daß nur Ihnen ewig mein Herz gehören wird. Liebe, teure Claudine, lassen Sie diese seltsamen Grillen fahren, die mir nur zeigen, wie wenig Sie Ihren eigenen Wert kennen, und sagen Sie mir, wie wenn wir Zwei allein auf der Welt wären: wollen Sie die Meine sein?

Claudine
(fährt zusammen, entzieht ihm ihre Hand, tritt einen Schritt zurück).

O mein Gott — was fragen Sie? Nein — nein — ich — ich kann nicht!

Holm.

Sie können nicht, teure Claudine? Warum können Sie nicht, wenn doch Alles noch wahr ist, was in Ihrem Herzen für mich gesprochen hat? Was hat sich verändert seit gestern? Was ist über Nacht zwischen uns getreten?

Claudine
(zu Boden blickend, tonlos).

Wenn Sie es denn durchaus zu wissen verlangen: die Erinnerung an eine erste Liebe.

Holm (betroffen).

Eine erste Liebe — (Claudine nickt, wendet sich ab.) die noch lebendig in Ihnen ist? — der Sie in einem Augenblick kindlicher Ueberschwänglichkeit gelobt haben treu zu bleiben?

Claudine.

Fragen Sie mich nichts mehr! Glauben Sie, daß es auch mir unsäglich schwer wird, Ihnen dies Bekenntnis zu machen, und daß ich Ihnen nichts weiter darüber sagen darf — weil es nicht mein Geheimnis allein ist.

Holm
(mit bitterer Schärfe).

Nicht Ihr Geheimnis allein? — So muß ich wohl dies unglückselige Gelöbnis ehren. Das aber können Sie mir nicht übelnehmen, daß ich es bitter empfinde, mich in thörichten Glücksträumen gewiegt zu haben, während über Nacht das Gespenst einer ersten Liebe zwischen mich und all meine Lebenshoffnungen trat. (will gehen.)

Claudine
(ohne sich zu regen).

O, nun sind Sie gekränkt! Sie denken jetzt gering von mir. Wie mir das weh thut! Aber auch für Sie. Nein, mein Freund, lassen Sie uns nicht so von einander gehen. Es ist ein Schicksal — was können wir dafür? Später einmal, wenn wir Beide alte Leute geworden sind und ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, dann möchte es Sie doch vielleicht ge-

reuen, daß Sie mich auf den bloßen Schein hin des Wankelmuts oder einer sentimentalen Laune haben zeihen können. Geben Sie mir zum Abschied Ihre Hand — und bleiben Sie mir gut.

Holm.

Mein teures Fräulein — sie beschämen mich! (ergreift ihre Hand.) Ich hoffte diese Hand fürs Leben zu fassen und zu halten. Es ist wohl verzeihlich, wenn ich mich nicht so rasch darein finden kann, sie nur als ein Freund drücken zu dürfen. Aber Sie sagen, es sei mein Schicksal — so muß ich es wohl zu tragen versuchen. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen, daß es Sie nie gereuen möge, eine so tiefe, redliche Liebe um eines Phantoms willen verschmäht zu haben. (Er drückt ihre Hand an die Lippen und geht rasch ab.)

Sechste Szene.

Claudine (sieht ihm einen Augenblick nach, sinkt dann in einen Sessel, die Hände vors Gesicht drückend. Pause). **Frau Charlotte** (tritt ein).

Charlotte.

In Thränen? Allein? Wo ist Holm?

Claudine

(fährt auf, trocknet sich rasch die Augen).

Er ist gegangen.

Charlotte.

So rasch?

Claudine.

Er wird nicht wiederkommen.

Charlotte.

Kind — was sagst du da?

Claudine.

Ja, Mama, es ist aus, es ist überwunden. Einen kleinen Kampf hat es mich freilich gekostet — es wäre auch wunderbar — aber du siehst, ich weine schon nicht mehr, ich bin schon ganz gefaßt — nicht wahr, du glaubst mir, daß ich ganz ruhig bin? — Ich werde auch wieder heiter werden, wieder lachen, wie sonst — nur Geduld mußt du noch mit mir haben! Willst du, meine süße Mama?

Charlotte.

Unglückliches Kind, was hast du ihm gesagt?

Claudine.

Die Wahrheit, Mama.

Charlotte (erschreckend).

Um Gotteswillen! Du hättest das unselige Wort, das mir vorhin entschlüpfte —

Claudine.

O Mama, wie kannst du denken! Ist es nicht dein Geheimnis, und muß ich es nicht so treu bewahren, als wenn es mein eigenes wäre? Ich habe ihm nur gesagt, eine erste Liebe stehe zwischen uns.

Charlotte.

Also doch? Du hast ihm verraten —?

Claudine.

Nichts, was dich kränken könnte. Er verstand es so, als ob ich mir ein Gewissen daraus machte, einer ersten Liebe untreu zu werden um seinetwillen. Ich ließ ihn dabei. Würde mir's denn auch Schande machen, wenn es so wäre?

Charlotte.

Und er glaubte dir? glaubte dir wirklich?

Claudine.

Er sah, wie ernst es mir war. Nun ist er gegangen, und Alles ist, wie es vorher war. Wir werden mit einander weiterleben, wie zwei gute alte Freundinnen, die sich nur um so besser verstehen, weil Beide ein und dasselbe geliebte Bild in sich tragen. Ist es nicht so? Wird nicht noch Alles gut werden? Ich bin nur noch — ein wenig kindisch — es hat mich angegriffen — er sah so traurig aus — aber ich werde schon tapfer sein — bist du es doch auch gewesen. O Mama, wir werden Beide — wieder so glücklich sein —! (Die Stimme versagt ihr, sie sinkt in das Sofa, bedeckt ihr Gesicht.)

Charlotte

(die sie in tiefer Rührung betrachtet).

Ja, mein geliebtes Herz, es wird noch Alles gut werden! Und du wirst wieder glücklich werden, und ich mit dir. Das gelobe ich dir. Versprich nur auch du mir —

Claudine

(faßt sich wieder, blickt auf).

Was, Mama?

Charlotte.

Daß du auch hinfort nie einem Menschen mitteilen willst, was ich dir heute zum ersten Mal anvertraut habe.

Claudine.

Nun könnte ich dir fast böse werden. Das erst noch geloben sollen —!

Charlotte.

Es liegt mir Viel daran. Genug, ich vertraue dir. (geht zu ihr, küßt sie auf die Stirn; klingelt dann mit einer Handglocke, die auf dem Tische steht. Das Mädchen tritt ein, Frau Charlotte geht ihr entgegen, spricht leise mit ihr.)

Claudine (für sich).

O Gott, Gott! Wie ihm nun zu Mute sein mag! Dieser traurige letzte Blick, ob ich den je vergessen kann? (schüttelt den Kopf, wie um die Gedanken zu verscheuchen, nimmt mechanisch den Brief, der auf dem Tische liegt, und blickt darauf.)

Das Mädchen (halblaut).

Ich brauche nicht weit zu gehen, gnädige Frau. Ich sah, wie der Herr in die Anlagen unserm Haus gegenüber ging und sich auf eine Bank setzte. Er schien sehr müde zu sein.

Charlotte (ebenso).

Um so besser. So gehen Sie und bitten ihn in meinem Namen — (spricht leise weiter. Das Mädchen ab.)

Claudine.

O Mama, verzeih! Ich habe in Onkel Heinrich's Brief geblickt. Du giebst sie mir ja immer zu lesen. Diesen aber — hättest du vielleicht doch lieber für dich behalten.

Charlotte

(wieder nach vorn kommend).

Warum diesen, Kind?

Claudine.

Weil — weil er am Ende doch nur für dich allein bestimmt war.

Charlotte

(ihr das Haar streichelnd).

Was kann es geben, das zwei treue Freundinnen nicht mit einander teilten?

Claudine

(ergreift ihre Hand und küßt sie).

Du bist so gut — und eben darum — es hat mich so erschreckt. Was sagst du nur dazu?

Charlotte.

Daß mein Schwager den Wunsch und die Hoffnung ausspricht, ich möchte an die Stelle meiner armen geliebten Schwester treten, nicht bloß bei seinen Kindern, auch bei ihm? Nun, Liebste, offen gesagt: es kam mir kaum überraschend. Du weißt freilich nicht, daß er um meine Schwester erst warb, als ich ihm erklärt hatte, ich wolle Wittwe bleiben.

Claudine

(ängstlich zu ihr aufblickend).

Und jetzt — nicht wahr, du wirst ihm wieder dieselbe Antwort geben?

Charlotte

(mit trübem Lächeln).

Ich bin um so viel älter geworden, um so viel dankbarer, wenn man mich noch einer ehrlichen Liebe und Treue wert findet.

Claudine.

O liebe Mutter —!

Charlotte.

Und er ist ein trefflicher Mann, ein Ehrenmann, und wenn ich auch bis jetzt nur Achtung und Freundschaft für ihn gefühlt habe, in mir spricht eine Stimme, ich sei es am Ende der teuren Toten und ihren verwaisten Kleinen schuldig —

Claudine.

Und dir selbst, bist du dir selbst nichts schuldig?

Charlotte.

Gewiß, Kind: ich bin es mir schuldig, mein bischen Leben so lebenswert als möglich zu machen; das kann ich nur, wenn ich nicht jünger sein will, als meine Jahre, und mein Herz heiter und gefaßt in meine Hände nehme, so oft es thörichte Sprünge machen will.

Claudine
(sie groß ansehend).

Zum ersten Mal versteh' ich dich nicht!

Das Mädchen (tritt ein). Herr von Holm.

Charlotte.

Ich lasse bitten —

Claudine
(fährt erschrocken in die Höhe).

O mein Gott! — O nun — nun glaub' ich dich zu verstehn!
(Das Mädchen ab.)

Siebente Szene.

Frau Charlotte. Claudine. Holm.

Charlotte
(Holm entgegen gehend, sehr heiter).

Was ist das, lieber Holm? Behandelt man so seine Freunde? Sie stehlen sich fort, ohne auch nur Abschied zu nehmen?

Holm
(sehr beklommen).

Wenn man seinen Abschied bekommen hat, gnädige Frau —

Charlotte.

Von wem, lieber Freund? Doch nicht von mir, die Ihnen soeben erst von Herzen das beste Glück gewünscht hat?

Holm.

Ihr Fräulein Tochter hat mir Eröffnungen gemacht, die mir jede Hoffnung raubten.

Charlotte.

Claudine? Nun sehen Sie das wunderliche Kind! Und mir hat sie gebeichtet —

Claudine.

Ich beschwöre dich, Mama —

Charlotte.

Kannst du es läugnen, du rätselhafte Heuchlerin, daß du mir gestanden hast, dein Lebensglück hänge davon ab, daß einem gewissen Herrn, der seinen Besuch angekündigt, sein Entschluß nicht wieder leid würde? daß dir die Uhr viel zu langsam ging? daß deine Ruhe hin war und dein Herz schwer?

Holm (düster).

Schonen Sie das Fräulein. Sie hat auch mir gesagt, daß ich ihr wert sei, doch nicht genug, um eine erste Liebe aus ihrem Herzen zu verdrängen.

Charlotte.

Eine erste Liebe? Ah, nun wird mir Alles klar. Lieber Holm, haben Sie Nachsicht mit diesem jungen Herzen, das sich selbst noch nicht recht versteht und wie alle guten jungen Herzen sich selbst zu quälen liebt, um einer überspannten Vorstellung von Lieb' und Treue willen. Jawohl eine erste Liebe! Aber Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, wem sie gilt: mir, ihrer alten Mama, ihrer ersten, viel zu überschwänglich geliebten Freundin!

Claudine.

O Mama —!

Holm (freudig).

Wie? Darf ich glauben —

Charlotte.

Hat sie mir nicht eben erst, fünf Minuten ehe Sie wieder eintraten, versichert, nun würde Alles wieder gut, nun brauchten wir uns nie zu trennen? Als ob Müttern damit gedient wäre, ihre großen Töchter Zeitlebens bei sich zu behalten. Sie aber lieber Freund, ich fürchte, Sie werden mich nun ein wenig hassen, werden eifersüchtig sein auf die alte Freundin, die ein so großes Stück vom Herzen Ihrer jungen Frau behält. Beruhigen Sie sich. Dies Stück wird mit den Jahren immer kleiner werden, zumal in der Trennung —

Claudine.

Trennung! Kannst du mir im Ernst zutrauen —

Charlotte
(sie an sich ziehend, aber immer zu Holm gewendet, wobei sie ihr leise den Arm streichelt).

Ich habe sie verzogen, sie hat mich zuletzt ganz wie ein unmündiges Wesen behandelt. Aber nun werde ich mich emanzipieren. Ja, mein teurer Herr Sohn, Sie erweisen mir einen großen Gefallen, indem Sie mir dies Joch abnehmen und es sich selber aufbürden. Ich bin von meinem verwittweten Schwager dringend eingeladen worden, zu ihm zu ziehen. Sein Landsitz ist ein wenig weltentrückt. Das Weltkind da hat sich dort niemals wohl gefühlt. Aber in meinen Jahren, wenn man keine Ansprüche mehr macht und kein eigenes Leben mehr lebt. —

Claudine
(die Mutter leidenschaftlich umarmend).

O Mama, ich leid' es nicht!

Charlotte.

Fürchtest du, daß ich dir untreu werden könnte? Dafür ist gesorgt. Man kehrt ja immer zu seiner ersten Liebe zurück, und die hat dir gehört. Aber was thust du? Dort steht Derjenige, um den sich von jetzt an deine jungen Arme ranken sollen. O lieber Holm, Sie bekommen doch eine vortreffliche und auch ganz vernünftige Frau an ihr. Sie reisen morgen. Wenn Sie wiederkommen, soll sogleich die Hochzeit sein — meine Trauer erlaubt mir freilich nur eine ganz geräuschlose Feier in der engsten Familie — und an demselben Tage, wenn Sie mit ihrem jungen Glück in die weite Welt gehen — verlasse auch ich — mit meinem alten Glück — (Die Bewegung übermannt sie.)

Claudine
(an ihr niedersinkend, halblaut).

Mutter — Mutter — du bist eine Heilige!

Charlotte
(zu ihr niedergebeugt, hebt sie auf; leise).

Still, still! Was hast du mir gelobt? — Da nehmen Sie sie hin, lieber Freund, aus meinen Händen. Seien Sie glücklich, und der Schatten jener ersten Liebe soll nie Ihr Glück trüben! (Claudine verbirgt ihr Gesicht an Holm's Brust.) Ich — ich verlasse euch jetzt — ihr werdet euch noch so viel zu sagen haben vor der ersten Trennung. Ich aber, ich will gleich heute noch ein Wort an meinen Schwager schreiben. Auf Wiedersehen, mein teurer Sohn, auf Wiedersehen in drei Wochen! Und Gott segne Sie! (geht rasch hinaus.)

Der Vorhang fällt.



Auf der Wanderschaft. Von Christ. Max Baer.

Luca della Robbia.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Du sagst, Antonio, von der Alpen Hange
Bis nach Neapel sei kein Gotteshaus,
In dem ein Bild von meiner Hand nicht prange.

Hernieder lächeln, wie aus Himmels Wonnen
Von den Altären meine Engel hold
Und meine Jesusknaben und Madonnen.

Und durch den Orgelklang, die Weihrauchwolke,
Herab von ihrem Angesichte glänzt
Ein Strahl des Jenseits zu dem knie'nden Volke.

So glaubst du auch, vom Lärm der Welt geschieden
Geschaffen hätt' ich sie, und neidest mir's,
Daß ich gelebt in Stille und in Frieden.

Doch glaub nicht, Frieden hab' um mich gewaltet
Und andachtvolle Stille, während ich
Die heil'gen Bilder, die du liebst, gestaltet.

Inmitten von Entsetzen und dem Wüten
Grau'nvollen Sturms geboren wurden sie,
Sowie auf Schutt und Aschenhaufen Blüten.

Umtobt vom Schwertgeklirr der Bürgerkriege,
Von Mord und Brand, die durch die Stadt sich hin
Wildtaumelnd wälzten, ward schon meine Wiege.

Nicht Elternliebe kannt' ich; früh gefallen
Im Kampfe war mein Vater, und gelehrt
Hatt' er mich einzig Hassesworte lallen.

Die Mutter dann im düsteren Gemache
Sang wilde Lieder mir in's Ohr und zog
Mich auf in ungestümer Gier nach Rache.

Durch's Fenster nachts der Sturmesglocken Heulen
Vernahm ich, das zum Kampf die Bürger rief,
Und sah den Widerschein von Feuersäulen.

Kaum war, ein Schwert zu führen, stark geworden
Mein Arm, und mit den Rotten durch die Stadt
Schon zog ich hin zum Sengen und zum Morden.

Einst nachts ward ich geweckt von Flammenzischen
Und hörte meiner Mutter Weheruf
Mit Waffenlärm und Wutgeschrei sich mischen.

Umsonst wollt' ich sie retten aus dem Brande;
Schon Leiche war sie; rings umzingelt hielt
Die Wohnung eine Ghibellinenbande.

Mit Müh' entronnen ihrem Mörderstahle
Hinirrt' ich durch Florenz, bis rettend sich
Vor mir erschloß das Thor der Kathedrale.

Zu Boden sank ich, und dem Sinnbetäubten
Lang schweifte durch das Dunkel wirr der Geist,
Dann matt begann's zu dämmern mir zu Häupten.

Und heller quoll der Lichtglanz durch die hehre
Chorwölbung, durch die breiten Bogen hin,
Und aus dem Dunkel tauchten die Altäre.

Und strahlend von dem Hochaltare droben
Hernieder sah ein Muttergottesbild,
Das Haupt von Himmelsglorie umwoben.

Gefühle, wie ich nie gekannt, durchwallten
Wie Lenzhauch bei dem Anblick mich, es schwand
Der Haß, der mir das Herz in Bann gehalten.

Kaum aufzuschau'n mit meinen dumpfen Sinnen
Wagt' ich; ich fühlte von dem Gnadenbild
Den Tau der ew'gen Liebe niederrinnen.

Als aus dem Dom ich trat, auf's neu von Schrecken
Ward ich umstarrt, an meinem Vaterhaus
Sah ich erlöschend noch die Flamme lecken.

Doch über mir nun wölbte sich ein Himmel,
In welchen meine Seele floh, wenn sie
Erbebend stand im wüsten Mordgetümmel.

Und während um mich her der Kampf der wilden
Parteien wütete, rang ich, Gestalt
Zu leihen meines Herzens Traumgebilden.

Wenn dann, des Himmels Frieden in den Zügen,
Die Heiligen, die Engel aus dem Thon
Sich rangen, fühlt' ich seliges Genügen.

Und durch ein Weib, an Unschuld und an Reine
Der Königin des Himmels gleich, that sich
Das Leben vor mir auf in gold'nem Scheine.

Mit ihr ein Jahr, seit unsern Bund wir schlangen,
Wohnt' ich beglückt in Einsamkeit, wohin
Die Stürme nicht, die außen tobten, drangen.

Doch um dies Glück wie bald ward ich betrogen!
Im fürchterlichen Festpomp kam von Land
Zu Land, von Stadt zu Stadt die Pest gezogen.

Auf allen Straßen starrte, allen Plätzen,
Wo sie sich naht' auf ihrem grausen Zug,
Hohläugig dir entgegen das Entsetzen.

Auch in Florenz, wo Leiche sich auf Leiche
Auftürmte, hielt, in Allmacht thronend, Hof
Der König Tod, gleich wie in seinem Reiche.

Auf jedem Turme, jedem Dache wehte
Die schwarze Fahne und auch Giulia ward
Der Opfer eines, die der Würger mähte.

Tief, wie ihr Grab, in meinem Herzen klaffte
Die Wunde, die ihr Tod mir schlug. Die Kunst
Nur war's, die hehre, dran ich auf mich raffte.



Studie. Von Franz von Lenbach.

Sterngleich erhellten Bilder heil'ger Frauen,
Lächelnder Engel mir die Finsternis,
Versunken wär' ich sonst im nächt'gen Grauen.

Als ob's genug nicht der Verwüstung wäre
Durch Pest und Bürgerkämpfe, wälzten sich
Auf uns herab dann Deutschlands, Frankreichs Heere.

Durch Stadt und Dorf, schon übersatt von Beute,
Und doch nach immer neuer heulend, schnob
Im Schreckenszuge hin die grimme Meute.

Ob auch von Leichen uns're Ströme stockten,
Doch brüteten Verrat und List, daß sie
Heran noch mehr der wüsten Rotten lockten.

Tot auf das große Trümmerfeld verheerter
Prachtstädte und verbrannter Ernten sank
Mein einz'ger Sohn hin durch der Deutschen Schwerter.

Doch über Moderdunst und über Hügel
Erschlag'ner sich in's Reich des Lichts empor
Zu schwingen wob sich meine Seele Flügel.

Hoch über Deren Gruft, die ich begraben,
Ließ ich euch schweben, die mein Herz erschuf,
Madonnen, Engel, holde Jesusknaben!

Und von den Schlachtgefilden, durch das Qualmen
Des Bluts sah ich, jenseits von Grab und Tod,
Euch winken mit des ew'gen Friedens Palmen.

So leuchtet in des Lebens Kampfgewittern
Mir ferner auch, den Regenbogen gleich,
Die auf des Wetterdunkels Wolken zittern!

Und sagt den Künft'gen, daß im Weltgetriebe,
Dem wilden, sie in Luca's Brust nicht starb,
Die Göttliche, die Himmelstochter Liebe!



Am Strande. Von Leopold Graf Kalckreuth d. j.

Klosterglocken.

Von Georg Scherer. (Zu dem Bilde von Herm. Koch.)

Des Klosters Glocken klingen
So friedlich über den See —
Wollt ihr zur Ruh' mir singen
Des Herzens bitt'res Weh?

Mein Lenz ist dahin gegangen,
Seine Blüten sind nicht gereift;
Der Sommer hat meinen Wangen
Die Rosen abgestreift.

Und wie der Herbst den Bäumen
Entführt das dürre Laub,
Ist all mein Hoffen und Träumen
Geworden des Windes Raub.

Die Eltern ruh'n im Grabe,
Die Brüder schlafen im Feld,
Das Haus ist verödet — ich habe
Nichts Teures mehr auf der Welt.

Auch ihn ja hab' ich verloren,
Dem ich im Stillen vertraut,
Seit treulos er erkoren
Die jüngere Schwester zur Braut. —

Nun sitz' ich hier am Strande
So mutterseelenallein,
Und blick' in die weiten Lande,
In die blauen Berge hinein.

Mein Herz ist so stille geworden
Wie nach dem Sturme der See . . .
Ich weiß einen frommen Orden,
Dort heilet all mein Weh. —

Es schweigen die Klosterglocken,
Der Nonnen Gesang verhallt . . .
Ihr braucht mich nicht zu locken,
O Schwestern, ich komme bald!



Klosterglocken. Von Hermann Koch.

Neue Schicksale alter Ruinen.

Von Ferdinand Gregorovius.

Es hat einer langen Zeit bedurft, bis der gebildete Mensch erkannte, daß eine Ruine noch mehr Wert haben kann, als den materiellen ihrer Bausteine, und einer noch längeren, bis er empfand, daß sie als solche auch etwas Schönes sei. Jene Entdeckung machte die wissenschaftliche Renaissance, diese die gefühlvolle Romantik.

Im Altertum wußte man nichts von elegischer Ruinenbetrachtung. Der große Reisende Strabo hat niemals beim Anblick einer mondbeglänzten Tempelruine die weltschmerzliche Wehmut eines Byron oder Shelley empfunden, und nie hat sich Pausanias auf eine umgestürzte Säule niedergelassen, wie Volney, um vor Trümmern in Träumerei zu versinken und über die Schicksale der Völker nachzudenken. Die Alten reisten nach Aegypten, den zersprungenen Koloß des Memnon klingen zu hören, doch die mächtige Schicksalsprache, welche aus großen Ruinen redet, haben sie nicht wie wir zu vernehmen vermocht. Denn wir haben vor uns nicht nur die Ruinen Aegyptens und Babylons, sondern auch die von Hellas und Rom.

Der glückliche französische Forscher, welcher das Aufgangsthor zur Akropolis Athens entdeckte, schrieb im Jahre 1852 diese Worte nieder: Il y a dans les grandes ruines, comme dans les grandes infortunes, une poésie et une majesté, qui ne veut pas être touchée.

Solche Empfindungen sind selbst im christlichen Mittelalter vor Petrarca und Poggio kaum bekannt gewesen. Denn erst die Renaissance entdeckte die Schönheit, die Majestät und Herrlichkeit des Altertums wieder, und sie flößte den Menschen Ehrfurcht vor seinen in den barbarischen Jahrhunderten mißhandelten Ruinen ein. Sie stellte diese in den Schutz der Wissenschaft, dann stellte sie die Romantik auch in den Schutz der Poesie.

Als die Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert selbständig wurde, nahm sie die Ruine in die Kunst auf. Rokokomaler gebrauchten sie oft als Schönheitspflaster im Antlitz der Natur, und die Mode der Sentimentalität verliebte sich so sehr in sie, daß man in Parks künstliche Ruinen aufbaute. Wir lachen heute, wenn wir sogar in römischen Villen, wie der Fürsten Torlonia, Doria, Albani solche Zierruinen sehen, aber am Ende des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts fand man diese Spielerei sehr schön und es durchaus nicht lächerlich, daß man Eulen nach Athen und Ruinen nach Rom trug.

Die Renaissance schützte vor allem die große Trümmerwelt Roms, aber sie hatte es nicht leicht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die Ueberreste von Bauwerken des Altertums eben so kostbare Zeugnisse des klassischen Geistes seien, als die Handschriften griechischer und lateinischer Autoren. Denn die Römer hatten sich daran gewöhnt, die Ruinen ihrer Stadt als Steinbrüche auszubeuten. Noch Sixtus IV. und Paul II. durften antike Monumente zerstören, noch Sixtus V. das Septizonium des Severus auf dem Palatin abtragen. Selbst noch Urban VIII. mißhandelte das Pantheon. Pasquino bestrafte ihn durch ein unsterbliches Epigramm, und ein ähnlicher Vandalismus hat sich nicht mehr wiederholt. Die Päpste des 18. Jahrhunderts stützten sorgsam die wankenden Ringmauern des Kolosseum, statt wie ihre Vorgänger seine Quadersteine auszubrechen, zum Bau von Nepotenpalästen.

Man begann seit der Renaissance das Mittelalter zu hassen und die Verwandlung, welche die von ihm benutzten Ruinen erfahren hatten, als barbarischen Mißbrauch anzusehen. Einige Tempel Roms waren glücklicherweise zu Kirchen umgeschaffen und dadurch vor dem Untergange bewahrt worden. In zahllosen Monumenten hatten Menschen ihre seltsamen Wohnungen eingerichtet. Die Mönche und die Barone hatten in Theatern und Türmen ihre phantastischen Klöster oder Burgpaläste aufgebaut. Triumphbogen der Kaiser dienten zu Eingangspforten jener, oder waren zu Türmen erhöht worden. Noch heute dauert als das merkwürdigste Denkmal solcher Art der große Palast Orsini im Marcellustheater fort.

Als dann die Macht des Adels und auch des Volkes verfiel, konnte man jene Türme der Feudalzeit wieder abbrechen, und die berühmtesten Ruinen von den Zuthaten des Mittelalters befreien. Auf dem verschütteten Forum entfernte man Türme und Häuserreihen schon zur Zeit Karls V. Man befreite allmälig das Kolosseum und das Pantheon, von dessen Dach sogar erst im vorigen Jahre die beiden übrigens nicht unschönen Glockentürme abgebrochen worden sind.

Der Prozeß der Reinigung aller großen Ruinen Roms vom Mittelalter ist heute fast zu Ende geführt, und dadurch auch der geschichtliche Charakter der Stadt nicht wenig verändert worden, denn gerade die lebensvolle Verbindung der Antike mit dem Mittelalter hatte Rom sein einziges, unvergleichliches Gepräge verliehen. Die großen Ruinen sind jetzt vom Zusammenhange mit der Geschichte der christlichen Jahrhunderte losgelöst, dem Altertum ganz zurückgegeben und zu bloßen Gegenständen der antiquarischen Wissenschaft gemacht. Sie sind zugleich des Schmuckes beraubt worden, in welchen sie die verschönernde Natur des Südens gekleidet hatte.

Alle diese majestätischen Trümmer der Vergangenheit waren seit mehr als einem Jahrtausend gleich hängenden Gärten der Semiramis. Nur aus Blumen, die auf dem Triumphbogen des Constantin wuchsen,

hatte einst Cola di Rienzo die Kränze flechten lassen, mit denen er sich feierlich krönen ließ. Das Kolosseum war wie ein natürlicher Berg mit Sträuchern und Pflanzen bedeckt. Noch im Jahre 1855 konnte der Engländer Richard Deakin ein Buch schreiben „the Flora of the Colosseum," und darin mehr als 400 Pflanzenspezies aufzählen. Es war ein entzückender Anblick, diese gewaltigen Mauern bis zu ihren Zinnen empor, und diese riesigen Terrassen zerfallener Sitzreihen mit goldigem Ginster, mit purpurnem Löwenmaul, mit Digitalen, Capern, Jasmin und Goldlack geschmückt zu sehen.

Die Wissenschaft hatte Jahrhunderte hindurch die ganze Ruinenwelt der Göttin Flora ohne Eifersucht überlassen, und sich nicht vor dem Gedanken erschreckt, daß gerade jene Flora die Feindin derselben Ruinen sei, welche sie so prachtvoll verzierte. Zwar gab es schon früher Gesetze der päpstlichen Regierung, welche die Reinigung der Monumente vom Pflanzenwuchs geboten, aber die dafür ausgesetzten Gelder wurden zu andern Zwecken verausgabt.

Erst im Jahre 1871 nahm man es ernst; man erließ ein strenges Edict de Flora in ruinis funditus delenda. Wie zur Zeit des Kaisers Theodosius fanatische Christen zur Zerstörung der Tempel auszogen, so sah man jetzt Schaaren von Menschen, mit Sicheln, Aexten, Messern und Brecheisen bewaffnet, auf die Ruinen klettern, glücklicherweise nicht sie sondern nur ihren Pflanzenschmuck zu zerstören.

Es ist wahr, daß Lentiscus und Arbutus tiefe Wurzeln treiben, und daß sich der gierige Epheu in das Steingefüge einbohrt und dieses bisweilen zersprengt. Indes oft mag er dasselbe vielleicht zusammenhalten, wie in der Heidelberger Schloßruine. Wenn nun dieser übermütige Liebling des Bacchus, und wenn besonders der stark wurzelnde Feigenbaum den Ruinen wirklich gefährlich ist, so hätte man doch die leichtfüßige Federnelke, den Fingerhut, die zarte Malve und den Goldlack immerhin verschonen können; aber all' dies heitere Volk der Flora hat dem Prinzip der Erhaltung der Altertümer zum Opfer fallen müssen. Der Epheu hat es in seinen Sturz mit hineingezogen.

Nachdem das Kolosseum abrasiert war, wie die Römer spotteten, stand es als ein nacktes, frostiges profanes Mauergerippe da, ganz fremdartig und gespensterhaft anzusehen. Heute wagt sich dort wieder ein schüchterner Nachwuchs hervor, das Enkelgeschlecht der dort im Jahre 1871 Gefallenen, oder fremde Eindringlinge. Denn die Vögel und die Winde spotten der Intendantur der Altertümer, sie tragen nach alter Gewohnheit Blumensamen auf die melancholischen Mauern, um sie geheimnisvoll zu verschleiern. Die Polizei der Ruinen drückt vielleicht diesmal ein Auge zu, und die verbannte Göttin Flora kann wieder manche bunte Fahne auf das Amphitheater und die Kaiserpaläste aufpflanzen. Doch es gibt einen furchtbareren Feind, welcher die Ruinenpoesie gründlicher zerstört, und dieser Feind ist der Maulwurf der Topographie.

Der archäologische Ausgräber wühlt den Boden tief und ringsumher auf, und er entstellt durch angehäufte Schuttmassen das geschichtliche Ruinenbild. Die gelben, häßlichen Schutthaufen Mykenäs erblickt man schon in Meilenferne, wenn man über die öden Fluren von Argos reitet, und jene von Hissarlik-Troja zeigen sich dem Schiffer weit auf dem Hellespont.

Seit Napoleon III. die farnesischen Gärten erstand und dort graben ließ, und dann seit Rom die Hauptstadt Italiens wurde, hat man hier die Ausgrabungen in großem Umfange und mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. Sie haben viele Altertümer an den Tag gefördert, und die Topographie Roms aufgeklärt und erweitert, aber das Ruinengemälde der Stadt vielfach verändert und teilweise zerstört.

Die Kaiserpaläste sind heute kahle Trümmermassen, die hie und da mit Aufschriftstafeln bezeichnet, wie auf einem riesigen Präsentierteller nackt dastehen. Die farnesische Gartenmauer mit dem schönen Portal Vignolas ist eingerissen und die Grenze zwischen Palatin und Forum ganz aufgehoben. Ueberall starren öde, geistlose, namenlose, unförmliche Ruinen empor.

Das Forum ist zu einem Schacht geworden, in welchen man hinabsteigt, um dann in einem Labyrinth von vielem kleinlichen Gemäuer, den Gerippen des Altertums, umherzuwandern. Für die Zwecke der Wissenschaft reicht aber die bisherige Ausgrabung nicht aus. Man müßte noch ganze Häuserreihen an den Langseiten abtragen, um weiter zu graben, und die Kirchen S. Adriano und Santa Martina hindern für immer die Bloslegung der alten Curie und des Comitium.

Die Wissenschaft hat ihr gebietendes Recht. Jeder Gebildete wird ihr willig Opfer bringen, aber jedermann wird sagen, daß dies zur Hälfte ausgegrabene Skelett des Forum sehr häßlich aussieht. Es ist übrigens schon früher zweimal ausgegraben und dann wieder zugeschüttet worden. Wenn nun die antiquarische Forschung ihre Gewinnste aus den dortigen Ausgrabungen gezogen hat, so dürfte doch wohl eine spätere Zeit die Grube wieder zuschütten, und das Gleiche wird hoffentlich mit der seit einigen Jahren ganz nutzlos blosgelegten Arena des Kolosseum geschehen.

Die letzte umwandelnde Wirkung auf die bisherige Ruinenwelt Roms geht vom gegenwärtigen Umbau der Stadt aus. Denn dieser zerstört für immer den geschichtlichen Rahmen vieler alten Monumente. Sie erhalten eine ganz neue Umgebung, zu deren modernem Charakter sie selbst in den grellsten Widerspruch kommen. In ehemaligen stillen Weingärten und Einöden entstehen jetzt lärmende Straßenviertel. Hügel werden geebnet und Thäler ausgefüllt. In einem grünen Thale lagen bisher die Trümmer der Villa des Sallust; heute ist diese Tiefe zugeschüttet, und zum Bauplatz geworden. Aus Vignen ragte die schöne Ruine der Minerva Medica einsam hervor; heute steht sie in einem beginnenden Straßenquadrat. Das malerische Wasserkastell der Aqua Julia (die Trofei di Mario genannt) liegt jetzt an der Ecke des neuen Platzes Vittorio Emanuele. Mitten in die Via Nazionale ist ein Rest vom altersgrauen Wall des Servius Tullius zu stehen gekommen, zierlich mit Gewächsen und einem Gitter eingefaßt.

Die großartige Wildnis am Kolosseum weicht einem Straßenviertel. Das einst zauberisch stille Feld am Monte Testaccio bedeckt sich mit Häuserreihen. Die Gärten und Weinberge zwischen der Engelsburg und dem

Tiber sind alle verschwunden und zu staubigen Bauplätzen umgewandelt. Der Ponte Rotto wird abgetragen, jede andere Brücke muß erweitert werden. Selbst das ehrwürdige Kapitol wird durch die Aufstellung des Monuments für Victor Emanuel eine ganz moderne Umwandlung erleiden.

So sprengt überall das wachsende Leben die zu enge gewordenen Schranken der Stadt, und das alte schöne Rom geht unter. Das Wort des Dichters aber gilt nicht mehr; denn neues Leben wird niemals mehr aus diesen römischen Ruinen erblühen. Sie sind fortan der ewigen Erstarrung geweiht, nur um sie her wird alles lebendig und neu. Ein zweiter Poggio könnte jetzt ein neues Buch de varietate Fortunae urbis schreiben. Denn Fortuna dreht heute mächtig ihr Rad um, und die Göttin der Metamorphose lächelt zu dieser jähen Verwandlung: volge la sua spera e beata si gode, wie Dante gesagt hat.

Der lahme Hans.

Von Georg Scherer.

Ein sonniger Herbsttag zittert über Hof und Haus;
Vom ungepflegten, halb verwilderten Garten wehn
Resedadüfte mild zur Geisblattlaube her
Am alten Birnbaum, meinem lauschigen Lieblingsplatz.
Des Feldes Früchte bergen Keller und Scheune längst,
Weit über Stoppeln zieht dahin Mariengarn,
Und welke Blätter wirbeln tanzend von Baum und Strauch.
Der Mühle Klappern nur im Grund, der Drescher Takt
Dort von der Tenne unterbricht die Mittagsruh'.
Es schläft der Hofhund, Hühner baden im Sande sich
Und gravitätisch auf der alten Steinbank dort
Am Lindenbaum steht unser Kranich, „der lahme Hans." —
Da plötzlich dringt ein schriller Schrei hoch durch die Luft,
Rasch folgt ein zweiter ... sieh, von Kranichen zieht ein Schwarm,
Ein langgestreckter, fort nach Süden. Armer Hans
Dort auf der Bank, du siehst die Brüder, kennst den Ruf,
Ein heis'rer Schrei dringt aus der Kehle dir; du regst
Die Schwingen mächtig, strebst empor und taumelnd sinkst
Du matt zu Boden. Ach, der lahme Flügel trägt,
Den Dienst versagend, dich nicht den Genossen nach,
Und bleiben mußt du nun zurück im rauhen Nord
Mit tiefer Sehnsucht nach dem Süden in der Brust.
Dumpf knurrend birgst den Kopf du unter'm Flügel, nur
Mit einem Auge blinzelnd nach der Brüder Zug.
Nun senkst das Haupt du. Welche Bilder steigen auf
Vor deiner Seele! Denkst des Nils, der Palmen du,
Der Pyramiden und Oasen Wunder, wo
Tiefblauer Himmel endlos über der Wüste ruht?
Ach, und des Pfeiles auch gedenkst du, mit dem ein Sohn
Des Landes tückisch dir die rechte Schwinge traf.
Doch trotz der Schmerzen rafftest du dich mutig auf,
Um mit den Brüdern nach dem Norden fortzuziehn,
Ein müder Wand'rer, stets der letzte im langen Zug,
Bis eines Tages ganz erschöpft du niedersankst
Am Mühlenbach dort. Eiligst hoben wir dich auf,
Vorsichtig wusch der Schäfer dir die Wunde aus,
Verband und pflegte liebreich sie von Tag zu Tag,
Bis sie vernarbt war. Dankerfüllt sahst du empor
Zu ihm mit einem Blicke — nie vergeß' ich ihn!
Doch ach, die Schwinge blieb gelähmt, wie oft du sie
Erproben mochtest. Und so bliebst du auf dem Hof;
Im Dorf, in Wald und Wiesen wurdest du heimisch bald,
Und warst den Kindern und den Tieren des Hauses stets
Ein guter Freund, ihr Kamerad und Spielgenoß,
Denn fester als die Freude knüpft der Schmerz sein Band.
Doch warst und bliebst ein Sonderling du allezeit,
Voll Grillen, Possen, Schrullen wunderlichster Art.
Wie drollig ist's doch, wenn gemess'nen Ganges du
Den Hof durchschreitest, schelen Blicks das Federvieh
Erhob'nen Hauptes messend, oder entstand'nen Streit
Mit Schnabelhieben schlichtest; plötzlich im Kreise dann
Zu tanzen anhebst, wunderlich genug; je mehr
Die Kinder lachen, desto toller treibst du es.
Seltsame Neigung fesselt dich an den Ackerstier,
Den braungefleckten; gehst du doch mit ihm auf's Feld,
Die Furchen schreitend neben ihm stolz auf und ab,
Wehrst ihm die Bremsen, kehrst mit ihm zum Stall zurück,
Und auf der Raufe, ihm zu Häupten, ruhst du nachts.
Mit andern Tieren meidest du Vertraulichkeit,
Verächtlich blickst auf Schwein' und Ziegen du herab. —

Der Schäfer ist dein bester Freund im ganzen Dorf,
Und gern besuchst du draußen ihn bei seinem Pferch.
Zur Freundin aber wähltest klug du Monika,
Die dicke Köchin; manchen guten Bissen schiebt
Dir zu die Alte; ihr allein gehorchst du stets.
Sie darf's auch wagen, in den Holzstall dich zu sperr'n,
Erscheint dein Feind, der Essenkehrer, auf dem Hof,
Begehrt ein Armer Abendbrot und Nachtquartier
Und soll vor deinen scharfen Hieben sicher sein;
Denn du hältst strenge Polizei in Haus und Feld.
Oft schweifst umher du Tage lang; wir glaubten schon
Verloren dich — da plötzlich standst frühmorgens du
Dort auf der Steinbank wieder: Flurschütz, Bauer, Hirt
Und Jäger, alle kennen, lieben und schonen dich.
Doch dringt im Herbst der alten Wandergesellen Ruf
Durch klare Luft, dann wird im alternden Herzen dir
Die Reise-Sehnsucht mächtig wach; du strebst empor,
Doch ach, die lahme Schwinge, sie versagt den Dienst,
Und traurig birgst du unter'm Flügel tief das Haupt.

So bleib' bei uns, mein alter Freund! Weißt du denn auch,
Was mich so mächtig zieht zu dir, du guter Hans? —
Zurück vom Süden kam ich einst und trug wie du
Im Herzen tief die schwere Wunde, die mir dort
Ein Paar dämonischer Augen schlug, und im Gemüt
Den Pfeil der Sehnsucht. Nur der Balsam langer Zeit
Und treuer Freundschaft lindern mir den herben Schmerz.
Doch nie mehr werd' ich ganz genesen; und so oft
Ertönt im Spätherbst deiner Brüder Wanderruf,
Wird mir im Herzen heiße Sehnsucht wach wie dir.



Maler auf dem Lande. Von Heinrich Schlitt.

Afrikanische Küstenbilder.

Von Franz von Löher.

Lustig und lehrreich ist es, mit eigenen Augen zu sehen, wie allerlei Menschenkinder, die weißen, die braunen und die schwarzen, unter verschiedenen Himmelsstrichen leben und allerorten ihre besondere Tracht und Sitte haben. Hinter ihren Wohnsitzen hebt sich in dem einen Lande Gebirge bis hoch an die Wolken und hallen und rauschen immerdar grüne Wälder, im andern Lande dehnt sich unabsehlich graue Wüstenei, und zwischen beiden wogen die gewaltigen Ozeansfluten und spielen unter die Inseln und Buchten in den köstlichsten Farben, blau, grün und rosig, bis das abendliche Dunkel unter dem blitzenden Sternengewölbe alles so lieb und weich einhüllt und Männlein und Weiblein in ihre Hütten gehen und, wenn sie zu essen haben, sich allerlei erzählen. Ganz von selbst lernt man bei Umherstreifen in Nähe und Ferne besser verstehen, wie die weltgeschichtlichen Lose sich mischen und warum hier das Leben und Treiben einer Handelsstadt aufblühet und dort Trauer und Oede nicht weichen will.

Zu solch' einer Reisefahrt, die ich vor ein paar Jahren machte, gehörte auch die marokkanische Westküste, von deren Bevölkerung man selten etwas vernimmt. Ich hatte die kanarischen Inseln besucht und oft genug, wenn ich in das Innere eindrang, mich gewundert, wie wenig Bedürfnisse die Spanier haben und wie viel sie an ranzigem Oel verbrauchen. Als ich im Hafen von Gran Canaria das französische Dampfschiff Verité bestieg, war mir nicht anders, als käme ich aus Bauernhöfen in schöne Gemächer voll Feinheit und Behagen. Hier bei guter französischer Küche fiel mir recht auf, wie viel Halbafrikanisches die Spanier doch in ihren Gewohnheiten haben. Das Schiff, in Glasgow gebaut, war eines der trefflichsten, mit denen ich jemals gefahren. Ueber hundert Schritte konnte man in einem Strich auf dem Verdecke gehen, kein Tau und keine Kette lag hindernd am Boden. Trotz dieser Länge war die wechselnde Hebung am Bug oder Steuer wenig merklich, und das Unerträglichste, das Schaukeln von einem Bord zum andern, meldete sich fast nur, wenn das Fahrzeug vor Anker gegangen. Dabei hatte ich mein Kämmerchen für mich allein und darin ein Bett, in welchem man sich aufrichten konnte, ohne oben anzustoßen, ein kleines Sopha, und ein Becken von weißem Marmor, das sich, sobald man einen Drücker bewegte, gleich mit süßem frischen Wasser füllte. Auch Bade- und andere Bequemlichkeiten fanden sich am Bord.

Die spanischen Hafenbeamten ließen nach ihrer Gewohnheit auf sich warten. Das Schiff war Abends sechs Uhr zur Abfahrt fix und fertig, aber erst kurz vor neun brachten sie die Schiffspapiere über Mannschaft Ladung und Gesundheit im Schiff, ohne welche man nicht abfahren durfte. Zu gleicher Zeit wurde ihnen ein Streich gespielt. Eben stieß ihr Boot ab, da huschte ein kleines geräuschlos aus dem Dunkel herbei, und im Nu kletterten fünfzehn Gestalten an Deck und richteten fröhlich und scherzend sofort sich ein für die Nacht. Es waren einfache Deckpassagiere, und der Kapitän konnte sie, da sein Schiff gerade abfuhr, nicht mehr zurückweisen. Jedermann wußte aber, daß es Karlisten waren, die der Haft auf der Insel entflohen, offenbar im Einverständnis mit Leuten aus unserer Schiffsmannschaft.

Als ich andern Morgens früh erwachte, steuerten wir gerade zwischen Fuerteventura, das aber keineswegs flach ist, sondern eine Reihe von Gipfeln erhebt, und Lanzarote. Längs dieser letzteren Insel dampften wir nun eine geraume Weile hin. So hübsch sich ihre Reihen von runden und regelmäßigen Vulkanbergen ausnehmen, so abschreckend wirkt die vollkommene Nacktheit jedes Fleckchens Erde, das man sieht. Die Stadt Arrecise ist augenscheinlich blos des Handels wegen auf glattem Sand ans Meer hin gesetzt. Am Strande zogen Kameele vorüber, und als wir vor Anker gingen, wurden bei den Gemüsen auch Datteln gebracht, die hier so gut wie im nahen Afrika gedeihen. Außerdem wurden blos dreiundzwanzig Säcke Cochenille eingenommen, ausgeladen aber Zwieback, Macaronen, Seife, Wachslichter, Kaffee und Zucker. In der Ferne ragten bläulich die Berge auf der Seehundsinsel und Fuerteventura über die Wogen. Es soll dort noch sehr urväterlich zugehen, da die Häfen sehr schlecht sind und kein Verkehr besteht.

Mittags um zwei Uhr war der Anker wieder an Bordseite, und wir gingen nun Nordost bei Ost nach Afrika hinüber, von dessen Natur, mit Ausnahme der unafrikanischen Vulkane, sich schon ein Stück darstellte. Jetzt kamen auch die Karlisten lachend wieder zum Vorschein: als wir uns Lanzarote näherten, waren sie plötzlich alle verschwunden gewesen. Mit Ausnahme eines Herrn, der offenbar ihr Offizier, waren es sämmtlich Leute aus dem niedern Bürgerstande in jüngeren und mittleren Jahren, hübsche kräftige Burschen, die aber keineswegs romantisch aussahen.

Andern Mittags sah ich den fliegenden Fischen zu, wie sie seltsam, gleich als probierten sie es erst, sich aus dem Wasser erheben und nach kurzem Flug wie Pfeile wieder hineinschießen. Da zeigte mir der Kapitän die afrikanische Küste, er sah sie mit bloßen Augen, ich aber konnte auch durch's Glas nichts entdecken. „Man muß darin Uebung haben" — sagte er mit Recht. Wie oft habe ich Freunden im Gebirge eine Gemse gezeigt auf klarer Höhe, wo sie meinten, sie könnten jeden Steinbrocken unterscheiden und doch weder Krickel noch Läufe sahen. Nach anderthalb Stunden lag in langer Linie die Küste vor uns, das echte Afrika, Sand über Sand, und was an schwärzlichen Stellen über dem breiten Sande sich ausbreitete und wie Wald und Anbau schien, erwies sich, als wir näher kamen, als niedriges Gebüsch und Steinfelder. Hinter Sandhügeln erhoben sich in der Ferne Berge, wohl bis zu zweitausend Fuß, die aber, sagte der Kapitän, so dürr und trocken wären, als seien sie gepflastert. Eine Stadt lag da dicht über den dunkeln Fluten vor und zwischen gelben Sandhügeln, gerade wie ein hellweißes Zeltlager. Die Eingeborenen nennen sie Suhira, d. h. Perle, die Europäer Mogador. Eine Insel bildet auf der einen Seite zwischen sich und dem Festlande einen Hafen, der aber dem Südwest offen bleibt. Links davon streckt sich die Stadt mit ihren Zinnen und Bastionen und dem Fort, das sich über eine Brücke bis auf eine andere Insel fortsetzt, alles blendend weiß, höchst fremdartig. Als wir näher kamen, zeigte sich am sandigen Ufer erst ein Kirchhof mit einem Marabut, einer niedrigen Kuppel mit weißer Mauer umzogen: dann kam eine Moschee mit Minaret, weiter ein ruinenhaftes Kastell des Sultans, noch weiter hin ein ehemaliges Fort der Portugiesen, auch in Ruinen.

Ich wäre am liebsten gleich an's Land gefahren, um die Stadtperle, deren Aeußeres so glänzend erschien, etwas näher zu beschauen; allein daran war gar nicht zu denken, denn Wind und Wogen klatschten wie im Sturme. Es blieb nichts übrig, als sich mit dem Küstenbilde zu begnügen, das da ausgebreitet lag. Auf dem gelben Strande zog sich die Straße in's Innere des Landes, darauf eine lange Linie von Kameelen eines hinter dem andern, und bei der Stadtmauer hafteten durcheinander mehrere Eselreiter, alle verhängt vom Kopf bis zu Füßen. Schiffsrippen, die an zwei Stellen aus dem Gewässer empor starrten, zeugten von der unwiderstehlichen Gewalt der furchtbaren Wogen, besonders im Winter, wenn sie der Südwest turmhoch daher treibt. Die beiden Inseln können nur

wenig Schutz gewähren. Am Ufer vor den Dünen setzte sich eine lange Wand fort von trockenem Rohr und Reisig, ein elender Schutz gegen Wind und Sand für das bischen Gartenland dahinter. An einer Stelle zeigte sich auch ein wenig Grün, an einer anderen ein paar kleine Palmen. Auch die Ziegel, mit welchen man zwei plumpe niedrige Türme am Stadtthor gedeckt hatte, waren grün, sonst alles weiß. Ueber die Wogen flog hin und wider ein falber Lichtglanz und der Wind pfiff und schrillte unaufhörlich. Das Ganze machte den Eindruck eines trostlosen Verbannungsortes.

Nach einer Weile kam ein Boot heran mit neun Arabern, ganz solchen schwarzen und braunen Galgengesichtern, wie wir sie an den Turkos zu sehen bekamen, alle aber eingehüllt in braun und weiß gestreifte Burnus, den Kopf mit Tüchern verbunden, Arme und Beine nackt. Sie brachten einen alten Juden in blautuchenem Kaftan, der um den Leib einen goldgestickten roten Gürtel trug. Während ihr kleines Fahrzeug am Schiffe auf und ab tanzte auf den Wellen, bald hoch oben, bald tief unten, gelang es, ihm die Schiffspapiere hinüber zu reichen, mit denen er sich eilends entfernte. Unsere Karlisten, die bisher ausgestreckt in der Sonne lagen, wurden jetzt ausgelassen lustig; die afrikanische Küste sagte ihnen, daß sie glücklich aller Gefahr entronnen. Wie der Offizier mir sagte, waren es vierzehn Navarresen und ein Katalonier. Ihrer waren dreihundert gefangen genommen und nach den kanarischen Inseln geschickt. Da sie aber hörten, es sei von Fernando del Po eine Goelette gekommen, die sie nach der Havannah bringen sollte, da verabredeten sich diese Fünfzehn als kühne und schlaue Männer, ehe man sie den Kugeln der Aufständischen und den tropischen Fiebern überlieferte, wollten sie ihr Heil in der Flucht versuchen. Einer hatte eine alte Violine im Schiffe gefunden, und nun sangen und spielten, tanzten und klatschten sie und hörten gar nicht auf damit. Ihr Nationaltanz war eine Mischung aus schottischer Weise und Hornpfeifentanz der amerikanischen Matrosen, und fast möchte ich sagen, der Indianer und Neger ebenfalls. Denn bei diesen allen wiederholt sich das taktmäßige Hüpfen und Springen, zugleich mit Schlenkern und Stoßen der Arme und Beine nach allen Richtungen, während, je gebildeter die Völker werden, mehr und mehr sich ein harmonisches Wiegen und Schmiegen und Drehen des ganzen Leibes einstellt, verbunden mit Winden und Abwehren mit Arm und Haupt. Jedesmal wenn Zwei voreinander sich eine Zeit lang ausgeschlenckert hatten, umfaßten sich die Paare und machten singend einen Rundtanz, und Geigenspieler und Zuschauer sangen mit. Das Lied begann ernst und klagend und endigte wild und jauchzend. Es war nur der Uebelstand, daß sie diesen Tanz und dieses Lied immerfort wiederholten, bis in die Nacht hinein, so daß es noch in meine Träume hinein schrillte.

Andern Morgens kamen auf's Schiff arabische Arbeiter, um auszuladen. Man denke sich einen Haufen der schmutzigsten und elendesten Juden mit grauen Bärten, wie man sie, Dank einer erleuchteten Zeit, in Deutschland nicht mehr sieht, und stecke sie in widerwärtige ganz zerlumpte Wolldecken. An Bord kletterten sie wie Katzen und halfen dann den Matrosen mit viel Geschrei und wenig Geschick. Sobald es aber ein bischen regnete, gleich kauerte hier und dort ein Häufchen zusammen, als wäre jeder Tropfen Gift. Um acht Uhr ging das letzte Boot ab, um zehn Uhr nach dem Frühstück sollte es mich mitnehmen. Allein es ging und kam nicht wieder. Der Südwest war zu heftig, und indem mir das Loos von zwei Frankfurtern, die ich auf Teneriffa gesprochen, vor Augen stand und der Kapitän versicherte, bei dem besten Willen seinerseits könne es mir ebenso gehen, mußte ich wieder auf Landung verzichten. Jene Beiden waren vor ein paar Monaten auf einem englischen Dampfschiff nach Mogador gekommen und an's Land gegangen, während ein französisches gerade Mekkapilger aufnahm. Einige hundert mochten schon am Bord sein, da fing die See an hoch zu gehen. Drei Boote voll dieser Araber waren noch unterwegs zum Schiff, die wilden Wellen schleuderten sie haushoch, die armen Menschen schrien erbärmlich und plötzlich waren sie verschwunden. Alle gingen unter, wahrscheinlich waren die Boote überladen. Der englische Dampfer suchte das Weite, der französische aber riß sich vom Anker los und wurde zum Lande getrieben bis er strandete. Da saßen unsere beiden Landsleute fest in Mogador und zwar vierzehn Tage lang, bis eben unsere Verité sie aufnahm. Während ich etwas mißmutig in das Wellengetümmel schaute, hatte ich ebenfalls ein Schauspiel, wie unzugänglich der Strand, und auch wie leichtsinnig die Bewohner. Vor dem Stadtthor war bei der Ebbe ein beladenes Boot auf den Grund geraten und eine Menge Araber arbeitete schwer im Wasser, es wieder zu heben und vorwärts zu schieben. Nachdem sie eine Stunde lang sich umsonst gemüht, brachten sie watend die leichtere Ladung an's Land. Dann setzten sie sich eine zweite Stunde zusammen und berieten und plauderten. Endlich stiegen sie in's Wasser und gingen oder schwammen bis zu einem anderen Boote, das etwas hinaus, jedoch nahe lag und bloß leere Körbe trug. In dieses schafften sie mit vieler Anstrengung Säcke und Fellpacke hinein. Als sie es dann einige Schritte fortgerudert hatten, sank es auch auf den Grund und ließ sich trotz allen Schreiens nicht weiter bringen. Da fingen erst ein paar an zu lachen, dann lachten Alle und gingen wieder aus dem Wasser, setzten sich zusammen, um zu warten, bis die Flut ihnen zu Hülfe komme.

Endlich um Mittag erlaubte der Wind, die Küste zu erreichen. Es war zu spät, um noch, worauf ich mich gefreut hatte, rasch einen Ritt in's Land hinein zu machen: zu Abend kam die Flutzeit und dann mußte Alles wieder an Bord sein. Da hieß es die Zeit ausbeuten und die Augen aufmachen; denn ich sah mich auf einmal mitten unter ganz seltsamen Eindrücken. Mogador hat nur etwa 12,000 ständige Einwohner, deren weiße Hälfte beinahe nur aus Juden und die andere, gelbe, braune und schwarze Hälfte aus Berbern, Arabern und Halbnegern besteht. Die Juden schienen hier ruhiger und wohlgenährter als anderswo, ihre Frauen auch hübscher. Sie wohnten aber in einer Art gemauerter Käfige, und das schöne Geschlecht kleidete sich etwas leicht und durchsichtig, weil es ihm drinnen und draußen wohl zu heiß wurde. Ueber die andere Hälfte der Einwohner erging sich ein Mitreisender in unfeinen Vorstellungen: veredelte Ziegenböcke nannte er die gelben und braunen mit länglichem Gesicht, Schlitzaugen und gekrümmter Nase; veredelte Affen die Halbschwarzen mit aufgeworfenem Mund, Rundaugen und plattgedrückter Nase. Mit dem Kote schienen sie alle auf höchst vertrautem Fuße zu stehen, ihre Heimstätten steckten mitten darin, so eng auch die Gäßchen waren.

Da bald nach uns noch zwei Handelsschiffe gekommen, so war die ganze Bevölkerung in fieberhafter Bewegung, wie ein Ameisenhaufen, der zufällig mit einem Stocke geritzt wird. Jeder Mann suchte eilig sein Geschäft zu machen, weil Schiffe nicht alle Tage landen und Mogadors Handelsgebiet sich weit in's Innere erstreckt. Es empfängt leinene, wollene, seidene Gewebe, Pulver, Schwefel, Taback, Glaswaaren, leichte kleine Eisenwaaren, wohlfeile Schmucksachen, Kauris, das sind kleine Muscheln, die in Timbuktu zur Münze dienen, Thee, Kaffee, Zucker und die in aller Welt jetzt gewöhnlichen Bedürfnisse für den Haushalt der Reichen. Und womit bezahlt Mogador? Hauptsächlich mit Ziegenfellen. In jedem Monat werden hier einige hunderttausend Ziegenhäute auf die europäischen und amerikanischen Schiffe geliefert, die alle Wochen die Küste abstreifen. Das Ausfuhrgebiet Mogadors geht ja bis Marokko, das man von hier zu Fuß in vier bis fünf Tagreisen erreichen kann, und auf diesem Gebiete wohnen Millionen, die ihre Feste nur durch Ziegenbraten verherrlichen. Oft langen an einem Tag dreihundert Kameele in Mogador an, und bringen außer den Fellpäcken auch Straußenfedern, Gummi und etwas Elfen-

bein, das aber von Jahr zu Jahr seltener wird. Vielleicht kommt auch einmal etwas Goldstaub. Hauptartikel sind Sklaven, die an der afrikanischen Küste weiter verführt werden.

Als wir bei dem Seethor landeten, lagen da Bomben und Kanonen im Sande, kein Mensch hebt sie auf. Sie rührten her von der Beschießung der Stadt im Jahre 1844 durch die Franzosen. Den europäischen Stadtteil bei dem Landungsplatze zieren stattliche Häuser mit Höfen und flachen Dächern. Vor der Araberstadt hockte an der weißgetünchten Mauer eine lange Reihe ganz weißer Gestalten: es waren maurische Frauen, in weiße Decken und Tücher gehüllt von Kopf bis zu Fuß, nur für's Auge blieb im Gesicht ein kleines Dreieck offen. Hinter der Mauer aber — welch ein Gewimmel von weißen und blauen Gestalten! Die Einen haben geschorene Köpfe, nur die Buben zur Seite ein Zöpfchen; die Andern, denen ein paar lange Locken an der Schläfe flattern, tragen nur blaue Kopftücher. Jene sind die Mauren, Schwarz und Weiß brüderlich gesellt, man merkt keinen Unterschied. Die Andern sind die Juden, verachtet bei Jenen, aber viel reinlicher und nicht Bettler und Taglöhner wie sie. Die Stadt ist nicht ausgedehnt, alles eng beisammen. Die Gassen kreuzen sich meist rechtwinklich und bestehen rechts und links aus weißen Mauern, die oben ein paar Fensterlöcher und unten ein Thürloch haben: diese führen in die Wohnungen deren Hauptwände eben die Mauern an der Straße bilden. Für uns ist es unbegreiflich, wie Leute so zusammengepreßt wohnen können. Der Gebildete will Licht und freien Raum um sich her und liebt deshalb helle große Gemächer: je roher aber, — diese Bemerkung drängte sich mir unter verschiedenen Völkern auf — die Menschen noch sind, desto weniger Licht und Raum bedürfen sie und kriechen wie die Tiere in dunkeln Höhlen zusammen. Mitten in den Gäßchen öffnet sich aber durch die Thürlöcher öfter ein Blick auf hübsche Höfchen, die auch wohl mit Säulen ausgestattet worden, oder trifft man auf Plätze, die zum Markt für Getreide, Häute und Hühner dienen oder umstellt sind zu lauter kleinen viereckigen Kramstübchen, in welchen wie in einem Kasten der Kaufmann und noch drei oder vier zusammenhocken. Ueber die Straße treiben sich Wasserverkäufer mit Eseln, beladene Pferde und Kameele, stolze Turbanträger, verhüllte Frauen mit dem offenen Augendreieck, halbnackte schwarze Sklaven, ekelhaft zerlumpte Araber, — außer den Weibern schreit Alles, als müßte es ohne das gleich sterben. Jede kleine Straße hat ihr besonderes Geschäft: hier britzeln an Rohrstäbchen über Glühkohlen die Fleischstückchen der Speisverkäufer, dort muß man den Gerbern vor ihren Thüren über die frischen Häute schreiten, in jener Reihe rußiger Höhlen pinkern und hämmern die Schmiede, im Gäßchen daneben dringt Geruch von zahllosen Schuhsolen aus allen Thüren. Wie die Kaninchen kriechen sie in ihren Kellerhäuschen zusammen, deshalb können so Viele auf einem so kleinen Erdfleck wohnen. Jeder fühlt ein Bedürfnis, sich dann und wann zu kratzen, sieht auch wohl zu, was er gefangen.

Mit einem kundigen Begleiter trat ich in ein kellerartiges Kaffeehaus, der Sieder hockte hinter seinem Feuerchen und machte nach uralter Weise ein Täßchen nach dem andern fertig. Der Trank war so kräftig, daß ich anfangs meinte, es sei Rum darin. Nach ein paar Schritten weiter kamen wir wieder vor ein Thor, dort war ein Sammelplatz, wo die jungen Tiere um die alten spielten; ihre Führer und Wärter lagen daneben im Sande. Es gab da auch Kornmühlen, in welchen durch ein Pferd ein großer Rundstein über einem andern gedreht wurde. Alles ist höchst einfach ausgedacht, die nächste Kulturstufe über den Wilden. Ein Emir aber, der aus dem Innern kam, ritt stolz vorüber und glaubte uns keines Blickes würdigen zu sollen, seine sechs Begleiter, mit Dolchen und Pistolen unter den wallenden Gewändern, mußten fortwährend neben ihm laufen.

Wir kamen nun in die Judenstadt, die Millah: hier waren das Gewühl, auch die Gerüche noch viel ärger, ein Trost aber die Menge frischer und hübscher Gesichter bei den Weibern. Es waren zwei Synagogen da, eine reiche mit allerlei Merkwürdigkeiten, und eine sehr dürftige. Nicht weit von dem Begräbnisplatz lagen im Sande Reihen von langen viereckigen Steinen, dazwischen standen eine Menge Jüdinnen, alle ganz weiß gewandet. Ich besuchte einen reichen Kaufmann, der sich seiner konsularischen Würde wohl bewußt war und sein Haus ziemlich auf europäischen Fuß eingerichtet hatte, ein weitgereister und gebildeter Mann, der mir seltsame Dinge von marokkanischer Regierungsweise erzählte.

Es sind in Mogador etwa hundert Häuser, natürlich die besten, von Europäern bewohnt, auch ein paar Deutsche darunter. Einer von diesen, der mit einer Engländerin verheiratet war, erzählte, welche schwere Jahre er anfangs habe durchkämpfen müssen. „Doch“, setzte er lachend hinzu, „Gott verläßt keinen Deutschen nicht“. Es steckt in diesem Sprüchwort eigentlich der größte Nationalstolz, nur wirkt er zu sehr bloß nach innen gegenüber dem unverschämten Auftreten anderer Völker, namentlich der Engländer.

Auf dem Rückweg zum Landeplatz erwischte ich einen Franziskaner und kam mit ihm in anregendes Gespräch. Er lebte hier mit drei Ordensbrüdern und konnte, nur von einem Knaben begleitet, die marokkanische Westküste in voller Sicherheit bereisen. In ihren Städten wohnen überall Katholiken, in Mogador gegen hundert, katholische Kirchen gibt es auch in Mazaghan, Casablanca und Tanger. Der Pater hatte, obwohl wir uns auf Italienisch unterhielten, gemeint, ich sei ein Engländer; als er hörte, wo meine Heimat, schnellte er plötzlich zurück und betrachtete mich eine Weile von Kopf bis zu Fuß. Und dann brach er gleich los, die Deutschen seien die ewigen Feinde der Kirche, aber wir sollten uns nur nicht zu viel einbilden, unser Reich sei ja nur eben zusammen geleimt, ganz Europa werde über uns herfallen. Ich steckte ihm ein anderes Licht auf, dessen Flamme hoffentlich hell und dauerhaft genug, um in seine nächtlichen Gedanken hinein zu leuchten.

Als ich wieder auf unser Schiff kam, lagerten auf dem Verdeck ein paar Dutzend Hadschis oder Mekkapilger, ein junger Mollah bei ihnen. Die Nacht drohte mit Sturm und Regen, sie aber krochen zitternd zusammen, und ihr ganzes Abendessen bestand nur aus Brod, das sie mit ein wenig Oel befeuchteten. Das war nun erst der Anfang ihrer weiten Reise, die unvermeidlich so viel Entbehrungen bringt wie Sand und Steine unter die Füße. Doch der Glaube macht selig, und hier in Marokko lodert noch der letzte Feuerherd des Islam, glühender als im Sudan oder im Innern Arabiens oder Indiens.

In einer Ecke hatte sich auf weichen Decken ein Mann gebettet, der allem Anscheine nach ein vornehmer war. Dicht am Leibe hockten ihm, halb liegend, zwei junge schwarze Sklavinnen, die er in Mogador gekauft hatte, und wie es hieß, nach Tanger brachte, um sie dort mit Vorteil wieder zu verhandeln. Die armen Dinger mußten immer wie Bündel eingepackt liegen; wenn sie aber einen Augenblick sich von ihrem Herrn unbeobachtet wußten, lugten sie hervor; für sie, die aus dem Inneren des Landes kamen, war ja Alles, was sie sahen, neu und seltsam.

Unsere Schiffstafel, an welcher nur zwei Herren und eine Dame von den kanarischen Inseln teilnahmen, war vermehrt durch einen jungen französischen Doktor, der auf den Ruf der Europäer, die ihm ein jährliches Einkommen festsetzten, seinen Sitz in Mogador aufgeschlagen hatte. Es gefiel ihm ganz gut dort, besonders die freie Jagd auf Wildschweine und Rebhühner, und er wollte sich jetzt aus Marseille eine Frau holen. Unter seinen Erfahrungen, die er mir mitteilte, war auch die, es seien die Juden an dieser Küste geistig und körperlich schwächer als Mauren und Araber, eine Folge davon, daß sie seit Jahrhunderten in ihren Ortschaften nur unter einander heirateten, was die skrophulöse Anlage beförderе.

Andern Morgens sieben Uhr rasselte der Anker nieder vor Mazaghan. Schneeweiß erhob sich die Ortschaft über den



Atelierbesuch. Von Henry Albrecht.

dunkeln Fluten auf ganz ebener Küste, jedoch viel kleiner als Mogador. Gleich kamen um die Wette Boote heran, die Leute darin aber ohne den gestreiften Burnus. Einer der Hadschis grüßte von Weitem, sie brachen in ein Jubelgeschrei aus als sie ihn erkannten, und ein Dutzend kletterte rasch an Bord und es gab ein Geküsse ein paar Minuten lang. Weil es Sonntag war, so hatten die Konsularagenten geflaggt, und es sah hübsch aus, wie über den weißen Gebäuden die Fähnchen ein buntbewegtes Farbenspiel machten. Man sah fast aller seefahrenden Völker Flaggen, auch die amerikanische, belgische und schwedische; jetzt wird auch wohl die deutsche vertreten sein.

Ich durfte den ganzen Tag am Lande verweilen, Kapitän und Koch und Schiffsoffiziere machten, auch ohne Auftrag der Befrachter, ihre kleinen Handelsgeschäfte. Die Aufgabe der Dampfschiffe, die aus England, Frankreich und Nordamerika kommen und diese Küste befahren, besteht zunächst darin, bei möglichst wenig Kohlen und Mannschaft sehr viel Raum und große Schnelligkeit zu erzielen, sodann aber alles, was an Fracht sich darbietet, aufzunehmen und nach einem nahen oder fernen Hafen zu bringen. Agadir oder Santa Cruz, Mogador oder Suhira, Saffy oder Asti, Asamor oder Mazaghan, auch Masighan, Casa bianca, Rabat und Salè, el Araisch oder Larache, endlich Tanger oder Tanscha sind die hauptsächlichen Märkte. Diese Orte führen gewöhnlich mehr als einen Namen und folgen einander in fast regelmäßigen Zwischenräumen. Bald hat der eine bald der andere größeren Ruf und mehr Besuch. Die Kapitäne verschmähen aber nicht, vor jedem kleinen Neste anzuhalten, wenn ihnen Kunde wird, es seien dort Karawanen aus dem fruchtbaren Binnenlande angekommen mit Häuten von Ziegen, Hämmeln und Ochsen, oder mit Wolle und Wachs, oder mit Mais, Bohnen, Oel, Mandeln und Kanariensamen. Da die Dampfer sich vor Flut und Stürmen rascher flüchten, auch näher an's Land gehen können, so werden die Segelschiffe nach und nach ganz aus dem Felde oder hier aus dem Meere geschlagen.

Die Rhede von Mazaghan ist gegen den Nordwesten ganz offen und hat nur von Osten her, wo die lange gelbe Sandlinie sich zu einer Bucht ausrundet, etwas Schutz. Zwei Wracks von Dampfschiffen, die in den letzten Jahren hier gestrandet, waren noch zu bemerken. Vor der Stadt war der Marktplatz, besetzt mit Eseln, Pferden und Kameelen, mit Häufchen von Mais und anderm Getreide, auch von frisch gemähtem Gras. Ein Metzger hatte an drei Stangen, die oben zusammen gebunden waren, seinen Hammel hängen, Schmiede hatten eine Art von Ambos hergebracht, Schuster saßen auf der Erde mit Flickerei beschäftigt; für das Landvolk, das an Markttagen herein kommt, hatten alle Handwerker zu thun. Auch hier wieder eine Versammlung weißer Gestalten, jedoch etwas anders als in Mogador. Auf den ersten Blick könnte man sie für weißbekuttete Mönche halten. Hier noch die römische Toga zu finden, das kam unerwartet. Es waren viele wohlgebaute Männer dabei, und es sah sich gar hübsch an, wenn ihrer ein Dutzend zusammenstand, wie sie meisterlich die Zipfel des weißen Gewandes bald auf die eine, bald auf die andere Schulter warfen. Auch im Gehen gab ihnen die Toga immer zu thun, und sie wußten sich würdig und natürlich darin darzustellen. Manche unserer Schauspieler, die in römischen Szenen wie lange Störche daher schreiten, hätten hier etwas lernen können.

Offenbar herrscht hier eine andere Rasse vor, als in Mogador. Man bemerkt viel seltener die gekrümmte orientalische Nase, um so häufiger die breiten geraden Gesichtszüge der Germanen und Kelten. Diese hier sind keine Beduinen, sondern echte Berber, ein Volksschlag, über dessen Herkunft, Geschichte und Stämme die Forschung noch lange nicht abgeschlossen ist.

Mazaghan hat noch stattliche Festungswerke, wenn auch großenteils in Trümmern. Ich stieg zu ihrer Höhe hinauf und genoß eine schöne weite Aussicht über Meer und Stadt und Küste. Auf einer hohen Turmruine hatten Störche ihr Nest und flogen friedlich ab und zu. Bemerkenswert insbesondere ist eine große Zisterne, deren Gewölbe auf fünfundzwanzig Säulen und Pfeilern ruht, ein tüchtiges Prachtwerk der Portugiesen, wie es heißt, das jedoch schwerlich von ihnen herstammt. Eine alte Christenkirche und ein Turm daneben überragen noch in ihren Ruinen die Häuser. Ueberhaupt ist der dritte Teil Mazaghan's eine Stadt von Ruinen, in welcher sich allerlei Volk häuslich eingerichtet hat. Bei ihm herrschen Unrat und, was noch ärger, fürchterliche Gerüche. Wie Menschen das aushalten, ist schwer begreiflich. Doch, wie kein anderer Sinn, läßt sich der Geruchsinn knechten, oder vielleicht gibt es keinen an sich schlechten Geruch und kommt alles nur auf die Gewohnheit an. Wer dünstet schändlichere Gerüche aus, als der müssige Chinese, der wie ein Pelztier riechende Indianer und der fleischhafte schwitzige Neger, und alle Drei haben ebensowenig eine Ahnung davon, wie ein liebliches kerngesundes Mädchen es weiß, daß die feinste rosige Duftfrische es umwittert.

Um die gerühmten Gärten von Mazaghan zu sehen, besuchte ich erst einen Vizekonsul, der drei Flaggen vertrat und allerdings einen vollblühenden Garten besaß, jedoch nichts Unbekanntes darin. Dann machte ich mich auf nach einem arabischen Landhause, das im Freien lag und halb von einer Mauer, halb von einer Hecke aus Aloepflanzen, die ihre Blütenschäfte dreißig Fuß in die Lüfte hoben, umzogen war. In einer Bogenhalle, die sich nach dem Garten öffnete, lagen auf der Fußbodenmatte verstreuet Bücher und auf dem Tische vor ganz niedrigem Rundsitz Sachen zum Schreiben, ein lockender Anblick, selten in diesem Lande. Nicht weit davon sah ich einen Hügel, „wo drei Palmen einsam stehen", wie es in der Oper von Méhul heißt. Durch wilde Blumen voll heißer Düfte stieg ich hinauf, es war Anfangs April, hier die rechte Blütenzeit. Oben wehte köstliche frische Luft. Nahebei lag ganz nackt ohne Umzäunung ein Friedhof, frische Gräber waren durch ein Rund von Feldsteinen bezeichnet, dieselben Blumen blühten über Arm und Reich. Ein Marabutgrab bedeckte ein Teppich, dem eine Form gegeben war, als umzöge er den Leib des toten Heiligen, rings umher lagen Matten und am Kopfende stand ein Gefäß mit Wasser, damit der Auferstehende gleich seinen Durst löschen könne. Das Verlangen danach geht im hiesigen Sonnenbrand allem anderen voran: wäre der Marabut ein alter Germane gewesen, hätte ihn wohl nach kräftigerem Trank gedürstet.

Auf der Rhede lagen jetzt vier Schiffe, kein deutsches dabei. Doch waren, wie ich erfuhr, vor kurzem zwei deutsche Schiffe dagewesen und hatten für ein englisches Haus Mais eingenommen. Jetzt werden ihrer wohl bald mehr erscheinen, um für eigene Rechnung aus den reichen Fruchtfeldern, die sich hinter der sandigen Küste erstrecken, lohnende Ladung herbei zu ziehen.

Außerhalb der Stadt machten sich neben Ruinen über Ruinen vorzüglich die bienenkorbartigen Hütten bemerklich, die nebst ganz niedrigen schwarzen Zelten über die ganze Ebene zerstreut waren. Nahe bei der Stadt bildeten ein paar hundert solcher Hütten und Zelte ein Dörfchen. Sie sind von Beduinen bewohnt, die alle gemeine Arbeit für Stadt und Hafen verrichten. Wohl deshalb fand ich nur Frauen darin. Unverhüllt zeigten sie ihre Gesichter, nicht unschöne darunter mit Mandelaugen, jedoch alle mit blauschwarzen Strichen kreuz und quer gezeichnet, sowohl auf der Stirn als vom Kinn bis tief auf das Brustbein hinab. Meist standen zwei Hütten, von Lehm und Flechtwerk leicht erbaut, näher beisammen, umgeben von einem Höfchen und einem Zaun von trockenem Reisig. Im Innern die nackte Armut: außer Matten, Schläuchen, Wasserkrügen und ein paar irdenen Töpfen war nichts zu sehen. Das einzige Gut, das hier wohnte, schien die Genügsamkeit.

An Bord zurückgekehrt, sah ich einem lächerlichen Auftritt zu, von dem jeder Landeskundige wußte, wie er sich abspielen werde. Der Schiffskoch führte eine vortreffliche Küche und konnte sie fast täglich vom Lande versorgen. Die afrikanischen

Orangen, Radieschen, Salate und grüne Erbsen schmeckten vortrefflich. Mr. Pacod, so nannten ihn die Araber mit Verdrehung seines Namens Becaroud, war ein kurzer dicker Mensch, immer schlau und lustig, ein echter Provenzale, der seinen gewinnreichen kleinen Nebenhandel trieb. Er hatte wohl zweihundert Hühner entführt, der Hafenaufseher war ihm nachgeeilt und machte einen schrecklichen Lärm und verschwur sich hoch und teuer, das sei wider das Gesetz, soviel Hühner seien Vieh und man dürfe aus Marokko ebensowenig Vieh als Sklaven wegführen. Pacod ließ ihn sich ausschimpfen und hatte schon ein Bündelchen Cigarren bereit, das er ihm zusteckte. Als der Mann hatte, was er wollte, kletterte er auf einen der höchsten Säcke und sah gemütlich dem Einladen zu, und alle Hadschis lobten ihn, daß er so verständig war. Sie selbst genossen nichts als Brod und Wasser, die drei Vornehmeren unter ihnen, die immer zusammen saßen, hatten etwas trockenen Fisch dazu. Der Sklavenhändler aber fütterte seine schwarzen Lämmchen mit Eiern, damit sie hübsch rund blieben. Vor dem Essen aber hatten Alle inbrünstig gebetet. Sie breiteten dabei einen Teppich vor sich hin, zogen die Schuhe aus, wendeten sich nach Mekka und küßten neunmal den Boden, während sie neunmal die Gebetsformel wiederholten.

Nach all den Eindrücken, die das bunte, zusammengepreßte Menschenvolk machte, überfiel mich eine wahre Sehnsucht, einmal wieder in der großen freien Natur allein zu sein. Ich wollte an's Land zurück. Als es dem Kapitän gemeldet wurde, kam er und drohte, der Wind könne sich drehen und er dürfe nicht auf mich warten, vor Dunkelwerden sei die Verité sicher wieder auf freiem Meer. Ich entwischte ihm aber auf einem arabischen Boote, das Ladung gebracht, und eilte rasch den Strand entlang und immer weiter über die Stadt hinaus. Jede paar Minuten stieß ich wieder auf Trümmer von stattlichen Gebäuden, die wohl im Altertum schon sich hier erhoben. Ein reiches Leben muß einst auch an dieser Küste geblüht haben, ehe Mahomeds Beduinen sie eroberten. Welch eine gräßliche Zerstörung haben Diese angerichtet an der ganzen Nordküste Afrika's! Von Alexandria bis Mazaghan haben sie keinen Stein auf dem andern gelassen und nicht das Geringste von eigener Kultur an die Stelle gesetzt. Wo der Islam herrscht, da ist Verfall, ist Oede und Schweigen.

Wohl eine halbe Stunde weit war ich gegangen, da wurde das Küstenbild immer wilder, oder richtiger, immer furchtbarer. Das Gestade bestand aus einem schmalen Sandstreifen am Meere und schwärzlichem Felsgetrümmer und hohen Riffen dahinter, nackt und finster unter den grünweißen stürzenden und abrollenden Wellen. Wer nie bis zu Afrikas Westküste gekommen, hat gar keine Vorstellung von der schrecklichen Gewalt der Brandung. Haushoch kamen die Wogen daher gerauscht, gähnend öffneten die Häupter ihre Schlünde, dann überstürzten sie sich donnernd wie hundert krachende Kanonen, schossen herauf bis zu den Felsenspitzen und zogen grollend, zischend und knatternd wieder ab. Das ging wie ein ungeheures Uhrwerk immer so fort im majestätischen Takte, und ringsum war Alles so still, als horchte die erschreckte Natur auf die alte Musik aus der Urwelt.

Es wurde schwer mich loszureißen, allein des Kapitäns Drohung schreckte mich zurück zum Landeplatz. Und wen traf ich dort? Unsern Kapitän neben einer hübschen kleinen Engländerin und deren Gemahl, einem vornehm blickenden Belgier mit romantisch klingendem Adelsnamen, unter welchem eigentlich ein deutscher Jude steckte. Der Abend war so schön geworden, daß auf Bitten des Ehepaares der Kapitän mit an's Land gegangen. Allein der Wind hatte umgeschlagen und ein heftiger Nordost schleuderte die Wellen bis weit über's Ufer. Die Araber, deren Fahrverdienst nicht leicht ein Kapitän durch Schiffsboote schmälert, weigerten sich, uns überzufahren, und hatten auf unser Zusprechen nur das eine Wort „Warten!" Endlich band der Kapitän ein Tuch an eine Stange und gab durch Schwenken damit seinem Schiffe ein Zeichen, uns zu holen. Da machten sechs Araber sich fertig und schoben watend und vom Gewässer überschüttet ihr Boot herbei, wir nahmen Platz darin, und fort ging es wie auf Leben und Tod. Bald schwebten wir hoch auf der Spitze der Wellenberge, bald sahen wir aus der Tiefe an ihnen hinauf und meinten, sie sollten über uns niederstürzen. Das rechte Elend kam erst neben dem Schiffe. Das Boot flog an seiner Seite hinauf, so hoch, daß wir in die Mündung der Schlote sahen, und im Niedersteigen galt es, rasch hinaus und an Bord zu springen. Der Kapitän machte es uns vor, wäre aber auf ein Haar selbst zwischen Boots- und Schiffsrand hinab geglitten. Dann versuchten der Belgier und ich den Sprung, doch wiederholt, wenn wir ansetzten, fuhr das Boot wieder in die Tiefe. Ruder und Hände streckten sich uns entgegen und fingen uns auf mit genauer Not, und endlich flatterte auch die kleine Dame hinein in's Schiff. Welche Wonne, wieder feste Planken unter den Füßen zu fühlen!

Doch nun könnte der geneigte Leser ungünstig werden, er wird genug haben von den Küstenbildern: vielleicht erzähle ich ein andermal, was ich auf dieser Reise noch in Casa bianca El Araisch und Tanger sah und erlebte.



Der Vetter vom Lande. Von Theodor Kleehaas.

Simpelchen.

Skizze von Max Bernstein.

Simpelchen war sehr klein und sehr alt; es schleppte sich nur noch mühselig unter den übrigen Knechten herum. Ordentlich zu arbeiten vermochte es schon lange nicht mehr — hatte es eigentlich nie vermocht. Es war von jeher nicht richtig im Kopfe, schon als Knabe nicht. Ein Fremder, der vor dreißig oder vierzig Jahren dagewesen war, hatte gesagt: „Der ist ja zu dumm, um ein Simpel zu sein; das ist nur ein Simpelchen!" Der Name war ihm geblieben.

Das war sein einzig Hab und Gut. Es besaß gar nichts und lebte von der Gnade des Bauern, in dessen Hofe seine Mutter gedient hatte. Es band zerbrochene Töpfe zusammen, holte etwas aus dem nächsten Dorfe, schob den Kahn in's Wasser, wenn der Fischer auf den See hinausfuhr — und was dergleichen Beschäftigungen waren, zu denen sein bischen trüber Verstand genügte. Manchmal lag es stundenlang auf dem Boden und schaute zum Himmel hinauf. Meist spielte es mit den Tieren: Hunden, Hühnern, Gänsen, Enten. Aber sie zu füttern, dazu war es nicht zu gebrauchen; es gab ihnen immer zu viel. Da ihm deshalb verboten wurde, ihnen zu fressen zu geben, und es doch nicht davon lassen konnte, zog es sich viele Scheltworte und Püffe und Stöße von den Knechten zu.

Merkwürdig war's, wie die Tiere das Simpelchen verstanden, wie sie es vertraulich, als ihresgleichen, behandelten. Es konnte ganz nahe zu ihnen herankommen, mit ihnen reden . . . . es fiel ihnen gar nicht ein, auch nur den Kopf zu drehen. Sie blieben ruhig da und schrieen und quiekten und piepsten. Simpelchen unterhielt sich mit jedem in seiner Sprache; es verstand alle ihre Stimmen nachzuahmen — weit besser, als es mit den Menschen zu reden vermochte. Nur der großen Katze war Simpelchen verhaßt. Sie kratzte es, so oft sie es überraschte — und dazu gehörte eben keine große Schlauheit, denn es war nicht argwöhnisch.

Gegen Niemanden argwöhnisch, auch gegen den starken Jakob nicht, den verwegensten unter den Knechten, der wohl der schönste Bursch auf dem Hofe war, aber an Bosheit gegen das kleine Simpelchen der schwarzen Katze nichts nachgab. Er puffte und stieß es, wo er konnte, stellte es an Arbeiten, zu denen es nicht fähig war, und schimpfte es dann, wenn es nichts fertig brachte.

Die Käthe schalt den Jakob, wenn er so etwas that, denn sie hatte ein gutes Herz. Aber Jakob lachte nur, faßte ihren blonden Kopf zwischen seine kräftigen Hände und drückte ihr einen Kuß auf den Mund. Er war ihr Schatz — und sie waren beide ein Herz und eine Seele, bis auf den Streit, den es manchmal gab, eben Simpelchens wegen.

Das aber, wenn es sie streiten sah, hörte aufmerksam zu, schüttelte seinen dummen, dicken Kopf mit den schneeweißen Haaren und brummte: „Die Käthe! Der Jakob! O nein!" Was es damit meinte, darüber sprach es sich nicht näher aus. Wenn es Gedanken hatte — man sieht's ja keinem Menschen und keinem Dinge an, was in ihm ist — so behielt es sie ganz still für sich.

So mäuschenstill, wie es im Grase lag und zuhörte, als der Jakob auf einem Heuhaufen neben der Käthe saß und ihr allerhand erzählte und sie bat, sie solle doch nur einmal an's Fenster kommen, nachts, wenn alles schläft, damit man einmal ordentlich reden kann. Käthe sah den Jakob an — er war ein so schöner Bursch — und sagte nicht ja und nicht nein. Aber Simpelchen, ungesehen, ganz für sich allein, schüttelte den Kopf und sagte: „O nein!" Und in der Nacht, als Jakob ganz leise das Haus entlang ging, bis an Käthens Fenster, das wirklich halb offen stand, und als er eben „Käthe! Käthe!" gerufen hatte und eine schöne schlanke Gestalt dem Fenster von innen langsam nahe kam — da tönte plötzlich die große Glocke auf dem Hofe — und Alles lief zusammen, weil man glaubte, es sei ein Feuer ausgebrochen. Aber es war nur Simpelchen, das an dem Glockenstricke hing und lachte und sagte, sie mache so schön „Bimm! bimm!" Simpelchen wurde ausgescholten, gepufft und gestoßen — und schlich dann an dem geschlossenen Fenster vorbei in's Haus, wo Jakob fluchend sich mit den anderen Knechten zur Ruhe gelegt hatte. Sie sagten alle, daß Simpelchen nun ein völliger Narr geworden sei.

Deshalb war auch des Spottes und des Herumschiebens und Stoßens kein Ende mehr. Nur Käthe sagte immer: „Laßt doch das arme Wurm in Ruh'!" Und wenn Simpelchen das hörte, dann sah es die Käthe von der Seite an, mit einem Blicke, wie ein treuer Hund, und schüttelte den Kopf und murmelte: „O nein!"

Die schwarze Katze hatte vier Junge bekommen. Die sollten in den See geworfen werden. Das war ein Geschäft für den Jakob; der hatte seine Freude an so etwas. Gegen Abend nahm er die kleinen Tiere und trug sie an den See herunter, dorthin, wo's gleich am Ufer sehr tief ist. Da lag Simpelchen im Grase und schaute zum Himmel hinauf. Jakob wollte es ein bischen ärgern und zeigte ihm die Kätzchen und sagte: Die werden jetzt da hineingeworfen."

„Nein, nein!" sagte Simpelchen in bittendem Tone. „Thu's nicht!"

„Da, wirf sie selber hinein! sagte Jakob und gab ihm einen Stoß.

„Thu's nicht! Thu's nicht! wiederholte es immer, und als Jakob schon den Arm heben wollte, hielt es ihn fest.

„Du Narr! sagte Jakob.

Simpelchen hielt ihn immer noch fest.

Aber da kannte es den Jakob schlecht. Der wird leicht böse. „He, du — schreit er — hängst du dich wieder an die Glocke, wenn ich zur Käthe will? Und ich werde doch zu ihr kommen! Heut' werd' ich zu ihr



Wiener Fiakerstand. Von Carl Karger.

geh'n, ob sie will oder nicht, heut', du Narr! Und die müssen jetzt ersaufen." Und hart am Rande des Ufers stehend, streckt er den Arm aus, um mit einem gewaltigen Schwunge —

Da steht Simpelchen auf und sagt: „O nein! Katzen — nein — Käthe nein!"

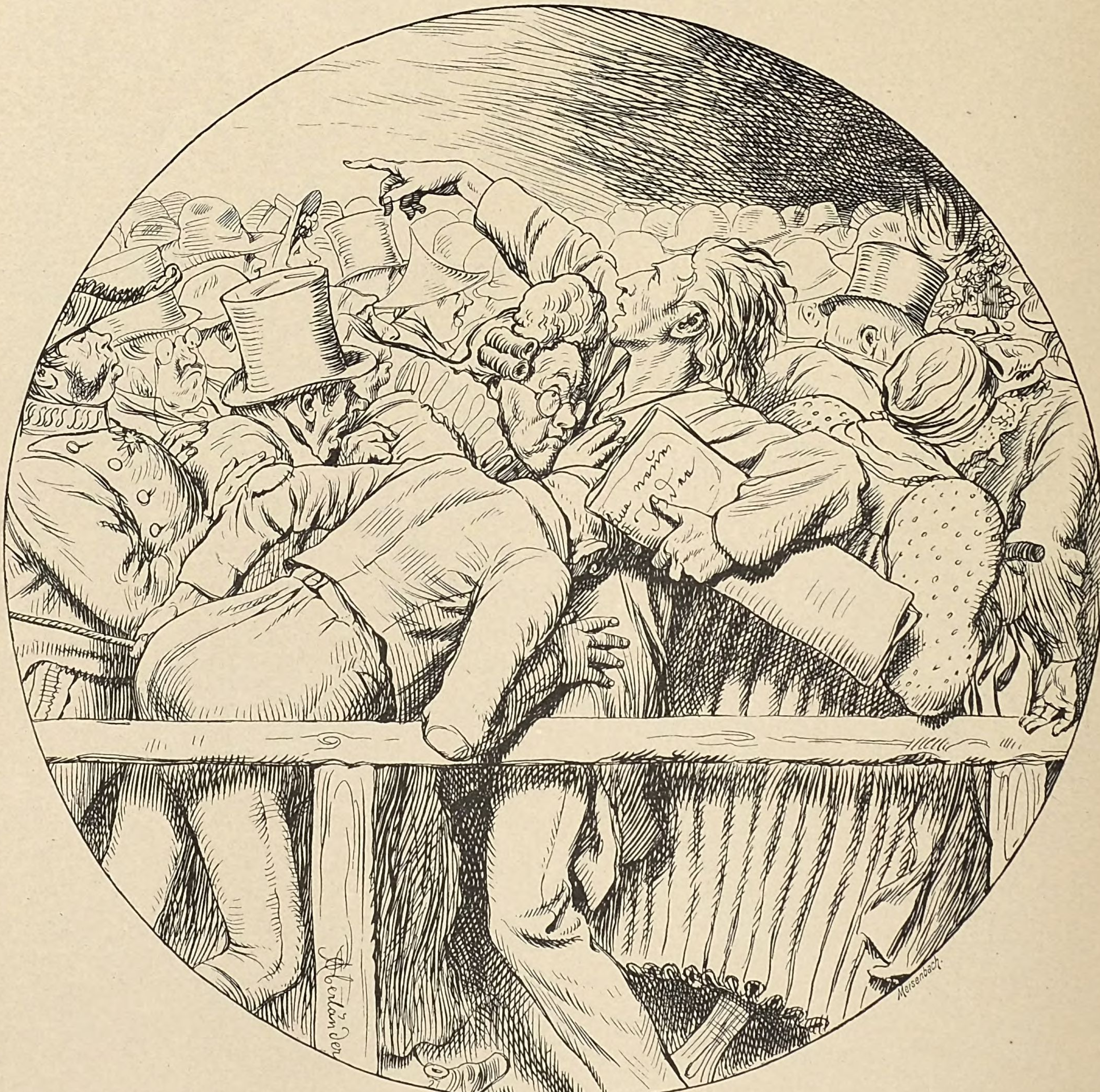
„O ja! Die Katzen und die Käthe!" ruft Jakob hohnlachend und schwingt den Arm.

Da bekommt er von Simpelchen einen Stoß — den ersten und letzten — und stürzt in den See. Simpelchen stürzt nach und klammert sich an ihn.

„Laß los!" ruft Jakob untersinkend.

„O nein!" will Simpelchen sagen.

Aber das Wasser flutet über sie hinweg.



Es ist schwer gegen den Strom zu schwimmen. Von Adolf Oberländer.

Orvieto.

Von Adolf Bayersdorfer.

Seitdem die Bahnstrecke Terentola-Chiusi eröffnet ist, führt den Reisenden, der in Toscana in die Anziehungssphäre der heiligen Stadt gerät, sein kürzester Weg wieder über Orvieto, dem Romfahrer von ehemals in den Tagen der Postkutschen als Leidensstation genugsam bekannt. Es ist lange Jahre stille zugegangen dort oben auf dem Bergkegel, der wie ein Markstein das toscanische und römische Gebiet scheidet und in seinen Bewohnern das Wesen der beiden Stämme vermischt. Deutsche Künstler und Gelehrte, Professions-Touristen und Engländer auf der großen Flucht vor der Langweile, waren die wenigen spärlichen Gäste, welche vorübergehend in Orvieto den Kampf mit dem Dasein bestanden. Vielleicht, daß es jetzt besser ist, und daß es auch regulären Sterblichen manchmal einfällt, den köstlichen Orvietaner an seiner Wiege zu trinken.

Als ich vor Jahren in Begleitung eines Freundes, des Herrn Friedrich Bruckmann aus München, der interessanten Stadt meinen ersten Besuch abstattete, lag sie noch an der toten Bahnstrecke, auf welcher schläfrige Postzüge einen spärlichen Lokalverkehr vermittelten. Es war tiefe Nacht, als wir ankamen, und da wir die einzigen Fremden waren, welche in diesen Tagen den verschiedenen Formen des erlaubten Brigantaggio zum Opfer fallen konnten, wurden wir schier gewaltsam in den einzigen vorhandenen Wagen gepackt, dessen Plattform, Kutschersitz, Deichsel und Trittbrett sich sofort mit einheimischem Volke besetzte, das um diese späte Stunde sich noch extra muros befunden und offenbar auf diese Transportgelegenheit gewartet hatte. Rasch ging es nun in angestrengtem Trabe des kräftigen Viergespanns drei Kilometer weit den Berg hinauf. Als wir oben durch das alte Festungsthor eingefahren waren und eben ein Octroi-Beamter unser Gepäck visitierte, und die Gewissensfrage an uns stellte, ob wir nicht etwa ein halbes Spanferkel oder ein Fäßchen Schnaps einzuschmuggeln gedächten, sprangen zwei langbeinige Laternenträger mit Dienstmützen nach dem Thore und nicht ohne Verwunderung mußten wir sehen, wie sich die mächtigen alten Flügel in den rostigen Angeln drehten und langsam zufielen. Nun konnte der Orvietaner ruhig schlafen gehen. Auf uns Fremdlinge war der Eindruck angesichts unserer Umgebung ein minder angenehmer. Auch weiß ich heute noch nicht, ob dieser mittelalterliche Akt des Thorschließens, den das moderne Stadtsteueramt als brauchbare Erbschaft aus einer gewalttätigeren Zeit überkommen hat, mehr dem Schutze der Stadt als dem der Umgebung förderlich ist.

Die blinden Passagiere verloren sich allmälig, als wir durch die engen Straßen fuhren und das einzige Albergo, wo Menschen leben können, nahm uns gastfreundlich auf. Es ist ein alter Palazzo, den man im modernen Hotelstil eingerichtet hat und mit italienischer Indolenz bewirtschaftet. Eine Flucht von schier einem Dutzend von Zimmern, worin man einen ganzen schottischen Stammbaum hätte einquartieren können, wurde uns zur Nachtruhe überwiesen, und wir teilten uns mit den kalten Märzwinden bescheiden in den Raum. Im hintersten Gemache, das die wenigsten Thüren und Fenster hatte und ein sogenanntes „heizbares" war — das heißt heizbar war nur der Kamin, was in der Wirkung ungefähr einem heizbaren Balkon gleichkommt — überwinterten wir den Rest der Nacht.

Am Tage galt natürlich unser erster Gang dem berühmten Dome. Auf einem großen Platze, dem höchstgelegenen Teile der Stadt, liegt er, von Häusern und Ruinen in achtungsvoller Entfernung umgeben, einem kostbaren Reliquienschrein von kolossalen Dimensionen vergleichbar. Zu seiner Umgebung will er so wenig passen, daß man glauben möchte, er müsse einmal an einem schönen Feiertage vom nahen Himmel herab mitten unter die Orvietaner gefallen sein; denn das Geschlecht, das heute in ihm betet und bettelt oder sich vor seinen hohen Portalen in der Sonne wärmt, kann ihn nur geschenkt bekommen haben. So steht er da wie ein steingewordenes Wunder, ein Wunder, das die Leisetreterin Zeit in aller Stille geschaffen und womit sie Jeden von Neuem überrascht, der zu dem alten Bergnest emporsteigt. Jahrhunderte lang haben die reichen Geschlechter der aufblühenden Stadt ihr Geld in diese prunksüchtige Façade vermauert, um dem benachbarten Siena den Rang abzulaufen und als ihr Stern im Niedergehen war, mußte eine drückende Dombausteuer dem Unternehmen noch lange Zeit ein kümmerliches Leben fristen. Auch der vorübergehende Aufenthalt eines Papstes in Orvieto sammt der ihn umgebenden Opulenz kam der Sache wenig zu statten. Der Wohlstand verging endlich ganz, mit dem Reichtum schwanden Stolz und Erinnerung, die Paläste verödeten, die im Baue begriffenen blieben stehen und zerfielen bis auf die wenigen Winkel, in denen die nachfolgende Armut sich zurechtnistete. Aus den halb zugemauerten Fensterbogen des ersten Stockes grinst heute — vielleicht gerade über dem Wappen des Thorbogens — eine orvietanische Hekuba mit ihrem Nachwuchse auf den Fremden hernieder, und durch die leeren Fensterhöhlen des zweiten sieht der liebe Himmel auf die Straße. Der Dom aber ist ihnen geblieben, ein altes Erbstück aus besseren Tagen, womit sie so viel und so wenig anfangen können, wie eine herabgekommene Adelsfamilie mit einem unrentierlichen Fideikommiß.

Gleich den meisten großen Kirchenbauten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts ist er nie ganz fertig geworden und spiegelt in seinen dekorativen Partien den wechselnden Geschmack der Zeitalter. Die berühmte Façade italienisch-gothischen Stils, welche, wie gewöhnlich, in keinem besonders organischen Zusammenhange mit dem Leibe der Kirche steht, ist eigentlich eine vorgestellte Prachtkoulisse, die in sich ein ganzes Museum von plastischer und musivischer Kunst vereinigt. Figürliche und dekorative Skulptur in Stein und Erz, Marmor-Incrustation und zierliche farbige Mosaikbänder, welche den architektonischen Linien folgen, Reliefs, Statuen und ganze Mosaikgemälde überziehen bis zur höchsten Spitze hinauf die gewaltige Fläche mit der mühevollen Arbeit kunstreicher Menschenhände. Es ist ein wahrer Tummelplatz der Künste, auf welchem die aufblühenden Schulen von Pisa und Siena die junge Kraft in werkthätigem Eifer erprobten.

Welch ein Gegensatz zu unseren nordischen Kirchen! Die deutschen und französischen Dome hat vorzugsweise der Architekt, die italienischen der Bildhauer, der Goldschmied, der Maler gebaut. Bei den Ersteren liegt der



Eig'ner Herd ist Goldes wert. Von Julius Kleinmichel.

Nachdruck im konstruktiven Problem, das in Hunderten von Formen immer neu geboren, meist überraschend gestellt, stets kompliziert aufgefaßt wird und der tollkühnsten Phantastik Gelegenheit gibt, sich mit Zirkel und Rechentafel methodisch zu begründen. Aufgelöst in ein Labyrinth von Profilierungen, steigen jene ins Unendliche gebrochenen und gegliederten Façaden auf, ein System sich verjüngender Streben, welche das Mauerwerk bis auf ein kleines Rudiment förmlich in sich geschluckt haben. Sie sind der organische Kopf der Kirche, empfangen und paralysiren den Gewölbedruck und es ist der Ehrgeiz des Baumeisters, dies mit möglichst geringem Kräfteaufwand, aber auch so zierlich und kompliziert als möglich zu bewerkstelligen. Seine Phantasie arbeitet ganz mit Vorstellungen der Baumechanik und er scheut vor keiner Waghalsigkeit zurück, wenn sie sich ihm mathematisch beweist; ja er bewegt sich mit Vorliebe an der schwindelerregenden Grenze des Möglichen. Vertrauend auf die statischen Gesetze, läßt er seine Strebebogen und Pfeiler hoch in der Luft Fangball spielen, mit dem Seitendruck macht er im Innern jede Stütze dienstbar nicht nur für ihre direkte, sondern auch für zahlreiche Bruchteile weithergeleiteter Last, so daß sie, mit Anderen sich gegenseitig ohne Rest bedingend, zu einem der Lebens- und Knotenpunkte des Ganzen wird. In deren Verbindung geht dann endlich seine Rechnung auf und kommt das komplizierte Gleichgewichts-Problem des Innenraums zur Lösung.

Ein solcher in sich selbst balanzierter Bau-Mikrokosmus ist der italienisch-gothische Dom nicht oder nur selten. Wo sich ein Anlauf hiezu vorfindet, darf man sicher sein, daß ein deutscher oder französischer Steinmetz, irgend ein verlaufener Geheimbündler einer nordischen Bauhütte, der oft nicht weit über das Neophyten-Stadium hinausgekommen war, die Hand im Spiele hatte. Von dem werkhaften Konstitutionalismus mit seiner weitläufigen Terminologie, von dem konstruierenden Virtuosentum, der ausgezifferten Gelehrsamkeit und mystagogischen Mathematik, wie sie in den Bauhütten von Straßburg und Regensburg, von Amiens, Köln und Beauvais umgingen, war den Italienern wenig überkommen. Ihrem wunderbar ausgebildeten Raumgefühle konnten sie auch bei spärlicherer Schulkenntnis mit den einfachsten Verhältnissen von Last und Stütze gerecht werden und alle Aufgaben, die darüber hinauslagen, wiesen sie dem Bildhauer und Maler zu. So bedurften sie der flächebietenden Wände, die durch ein einfaches Pfeilersystem und mäßige Fenstergröße gewonnen wurden. Die breitlastende Horizontale bleibt stets ein Grundzug ihrer Baukunst. Sie machten die Gothik eben mit wie eine Mode, ohne daß sie dieselbe tiefer und umgestaltend eingreifen ließen in ihre altüberkommenen Traditionen. Wohl war der deutsche Bauhandwerker der gothischen Epoche auch ein Bildhauer, wie überhaupt im Geschäfte des Steinmetzen die beiden Künste noch nicht geschieden waren — aber er war es nur im Sinne eines architektonischen Formenprinzips. Dagegen war der italienische Bildhauer auch ein Architekt, aber er war es vorzüglich, um den schmückenden Schwesterkünsten freie Bahn zu eröffnen. In diesem Satze begreift sich am einfachsten der Unterschied zwischen italienischer und deutscher oder französischer Gothik. Am Dome von Orvieto, für dessen Façade — von herrlichen romanischen Ueberbleibseln abgesehen — der Gothik nicht gerade die glücklichsten Zierformen entlehnt sind, dessen Inneres aber eine Basilika mit Balkendecke vorstellt, kommt dieser Gegensatz besonders deutlich zum Ausdruck. Der feierliche Charakter dieses Bauwerks ist wesentlich durch ältere Elemente bedingt. Uebersieht man die ganze Reihe der Kirchen- und Profanbauten jener Zeit, so kommt man zur Ueberzeugung, daß die italienische Kunstgeschichte eine ausgeprägte gothische Epoche nur in einigen unserer Handbücher erlebt hat. Die Früh-Renaissance konnte direkt an die überlieferten romanischen und lateinischen Grundformen anknüpfen.

Das waren so ungefähr unsere Reflexionen gewesen, als wir die ermüdeten Augen endlich von dem Façadenprunke abwendeten und in die Kirche traten. Es war um die Mittagsstunde und da ein Feiertag im Kalender stand, so zelebrierte der Bischof oder Erzbischof von Orvieto unter Assistenz eines zahlreichen Domkapitels das Hochamt vor einer verschwindend kleinen Schar von Gläubigen. Wie verloren in dem weiten Raume kniete das Häuflein nächst dem Chorgitter. Nicht selten begegnet man in Italien der Erscheinung, daß der Gottesdienst vor der leeren Kirche gehalten werden muß. Am Weihnachtstage habe ich in der Markuskirche zu Venedig, auf Ostern in vielen Kirchen Rom's kaum jemand Anderen gesehen, als etliche gaffende Fremde, und die dazugehörigen einheimischen Bettler, während die vollzählig ausgerückte, wohlbestallte Geistlichkeit in vollem Pomp amtirte; und daß am Dreifaltigkeitssonntag vorigen Jahres im Dome zu Pisa ein solennes Hochamt gefeiert worden, kann außer mir überhaupt kein anderer Sterblicher dem pflichttreuen Domkapitel bezeugen. Das erklärt sich nun allerdings weniger aus einem Mangel an frommer Gewohnheit als aus dem Ueberflusse an Kirchen, womit die italienischen Städte gesegnet sind und von denen immer nur einige Modekirchen sein können, in denen man sich sieht und sehen läßt. Diesen fehlt es denn auch nie an Publikum. Daß die Orvietaner nicht gern in ihren Dom gehen, ist ihnen auch nicht ganz übel zu nehmen; denn das Innere desselben ist traurig, verwahrlost und macht einen gleichgiltigen, wenn nicht frostigen Eindruck. Da und dort haben Barocke und Zopf einen Anlauf genommen, Wände und Pfeiler mit Stucco und Fresken zu überkleistern. Aber die Stadt hatte sich damals gottlob schon arm gebaut und konnte die berühmten Seiltänzer des römischen Stils, die weiland der guten Kunst in Italien das Genick brachen, nicht mehr standesgemäß bezahlen.

So werfen wir denn rasch einen Blick auf die Fresken altsienfischen Stils in der linken Seitenkapelle, erbauen uns an einem Bilde des Lippo Memmi, bezeigen noch den Marmoraltären Sanmicheli's unsere gleichgiltige Achtung, versparen uns das Silber-Tabernakel und Anderes auf ein andermal und treten in das rechte Querschiff, ein Sanktuarium der Kunst wie der Kunstgeschichte. Hier hat um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts Luca Signorelli mit stürmischer Phantasie auf den Wänden gespielt und die Schrecken des letzten Gerichts in erschütternden Bildern entrollt. Es sind Werke, in denen sein bildnerisches Ungestüm neue Pforten der künstlerischen Phantasie aufstieß und eine weite Perspektive bloßlegte, welche die nachströmende Generation rasch durchleben sollte. Elemente, welche wir für die Terribilità Michael Angelo's, für die dramatische Agilität Rafael's für charakteristisch halten, tauchen hier zum ersten Male mit dem Bewußtsein ihrer Spezialität auf. Freilich reichen ihre Keime weit zurück in die florentinische Kunstübung; aber dort sind sie mit anderen gleichwertig dem bildnerischen Gefühlsverlauf eingeordnet und noch nicht zu einem kritisch fixierten Prinzip geworden. Trotz des aufsteigenden Charakters aller Kunst im fünfzehnten Jahrhundert liebt sie es doch, sich auf vielen

Ruhepunkten der Entwicklung bequem in ausgereiften Formen zu wiegen. Hier aber sehen wir Signorelli als den stärksten Ringer im Strudel jener ästhetischen Skepsis sich mühen, aus deren Gährung der Stil des sechzehnten Jahrhunderts sich abklären sollte. Sein hastiges Temperament und eine eruptiv sich äußernde Gestaltungslust hindern ihn beim Studium an ganz gründlicher Kenntnisnahme der Form und bei der Darstellung an deren überlegener Bewältigung. So ist er zwar vor Pedanterie geschützt, nicht aber vor Manierismus, dessen Andrängen er nur durch die Stärke und Wahrheit seiner Empfindung von sich abwehren kann. Auf alle seine Vorstellungen hat Dante einen großen Einfluß ausgeübt. Ja, seine Grisaillen, womit er die Hauptbilder umgibt, behandeln Szenen aus Dante's „Inferno" und sind sicher die treffendsten Illustrationen, welche jemals zu dem Gedichte gemacht wurden. Durch die Werke Signorelli's weht derselbe kühle Odem, wie in Dante's „Gesängen" und ein Druck der Freudlosigkeit lastet auch hier auf den großartigen Gebilden.

Wie wir eben so weit sind, daß wir uns den Bildercyklus ästhetisch und kunstgeschichtlich etwas zurechtgelegt haben und ans Genießen gehen können, kommt der Küster im violetten Amtstalar und rasselt mit dem Schlüsselbund, zum Zeichen, daß er jetzt nach Schluß des Hochamtes die Kirche zu schließen habe. Denn fast überall in Italien macht der liebe Gott nach Tisch ein Schläfchen und ist von 1—4 Uhr nicht zu sprechen. So verlassen wir denn die Kirche, gehen mit dem Küster über den Platz und lassen uns die Opera del duomo aufschließen. Es ist das freilich jetzt nicht mehr die alte Dombauhütte, sondern irgend ein stilles Haus gegenüber der Kirche, von solch verschlossenem Aussehen, daß mit seiner Beschreibung recht wohl das erste Kapitel eines spannenden Romanes beginnen könnte. Die schwere, eisenbeschlagene Thüre hat nicht weniger als sieben Schlüssellöcher, unregelmäßig auf den ganzen Raum vertheilt, in welche jetzt unser violetter Führer sieben mächtige Schlüssel steckt und nach einem nur ihm bekannten System zu drehen anfängt. Nach Erledigung einiger weiterer mechanischer Geheimnisse wird die Thüre endlich zum Aufgehen bewogen und wir betreten den Raum. Derselbe birgt nicht etwa das Staatsgefängnis oder den Schatz des Krösus, oder den Harem des Großherrn, wie man aus den Verschlußvorrichtungen glauben möchte, sondern nur das Dom-Archiv und die wenigen Reste der ehemaligen künstlerischen Ausstattung der Kirche, lauter Dinge, welche auch in einer offenen Marktbude vor den Nachstellungen der Orvietaner so sicher wären, wie ein leerer Geldbeutel.

Zu diesen Schätzen nun lassen wir uns vom Küster einsperren, denn der Mann will unserem Forschungsdrange nicht länger assistieren. Er fühlt eine große Sehnsucht nach seiner Mittagssuppe und gelobt eidlich, uns um vier Uhr mit Hilfe der sieben Schlüssel wieder zu befreien. Dann geht er und hinter ihm fallen tausend Riegel ins Schloß. — Wenn ihn jetzt in dieser Zwischenzeit der Schlag träfe, schrecklicher Gedanke! Da es wahrscheinlich kein geschriebenes Werk giebt über die Geheimnisse dieser Thüre und schwerlich ein Vierundzwanzigpfünder rechtzeitig beschafft werden kann, der sie aufschießt, so sehen wir einem elenden Hungertode entgegen.

Zwei Gedichte von Hermann Lingg.

Aufgefunden.

Find' ein And'rer Gold im Sand,
Alter Schriften Städtekunden,
Ich hab' heuer auf dem Land
Einen alten Freund gefunden.

Aus dem öden Einerlei,
Mißgeschick und Alltagsleben,
Sah sein Herz sich wieder frei
Und dem Freunde neu gegeben.

Fäden des Gesprächs, die lang
Abgeriss'nen, knüpften wieder
Wir zusammen und den Klang
Uns'rer ersten Jugendlieder.

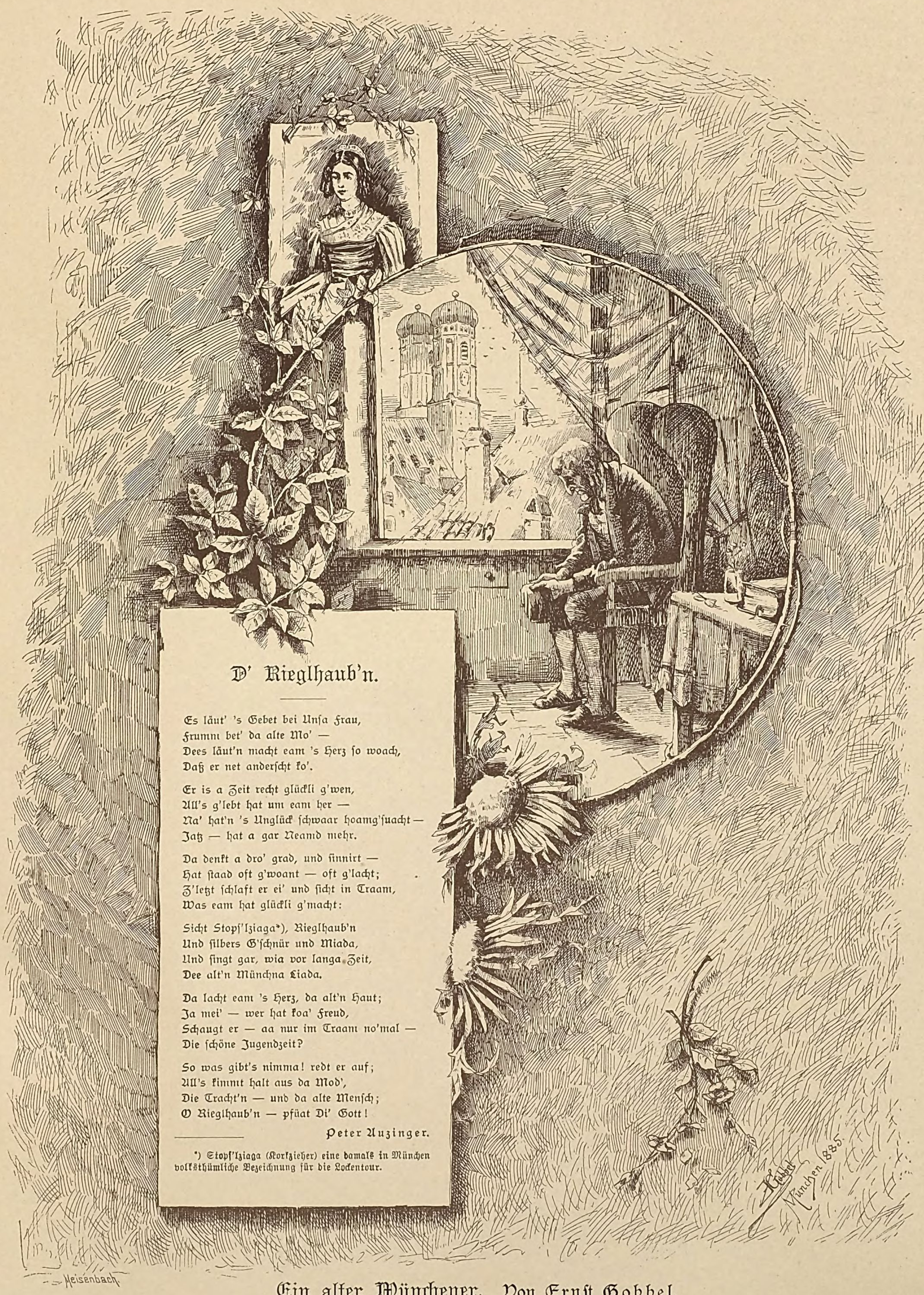
Wir erhoben Schätze viel
Von gewonnener Erfahrung,
Sahen in des Lebens Ziel
Eines Ew'gen Offenbarung. —

Find' ein And'rer altes Erz,
Schmuck in Gräbern, Rost an Speeren,
Ich mit dir will, treues Herz,
Heut wie einst den Becher leeren.

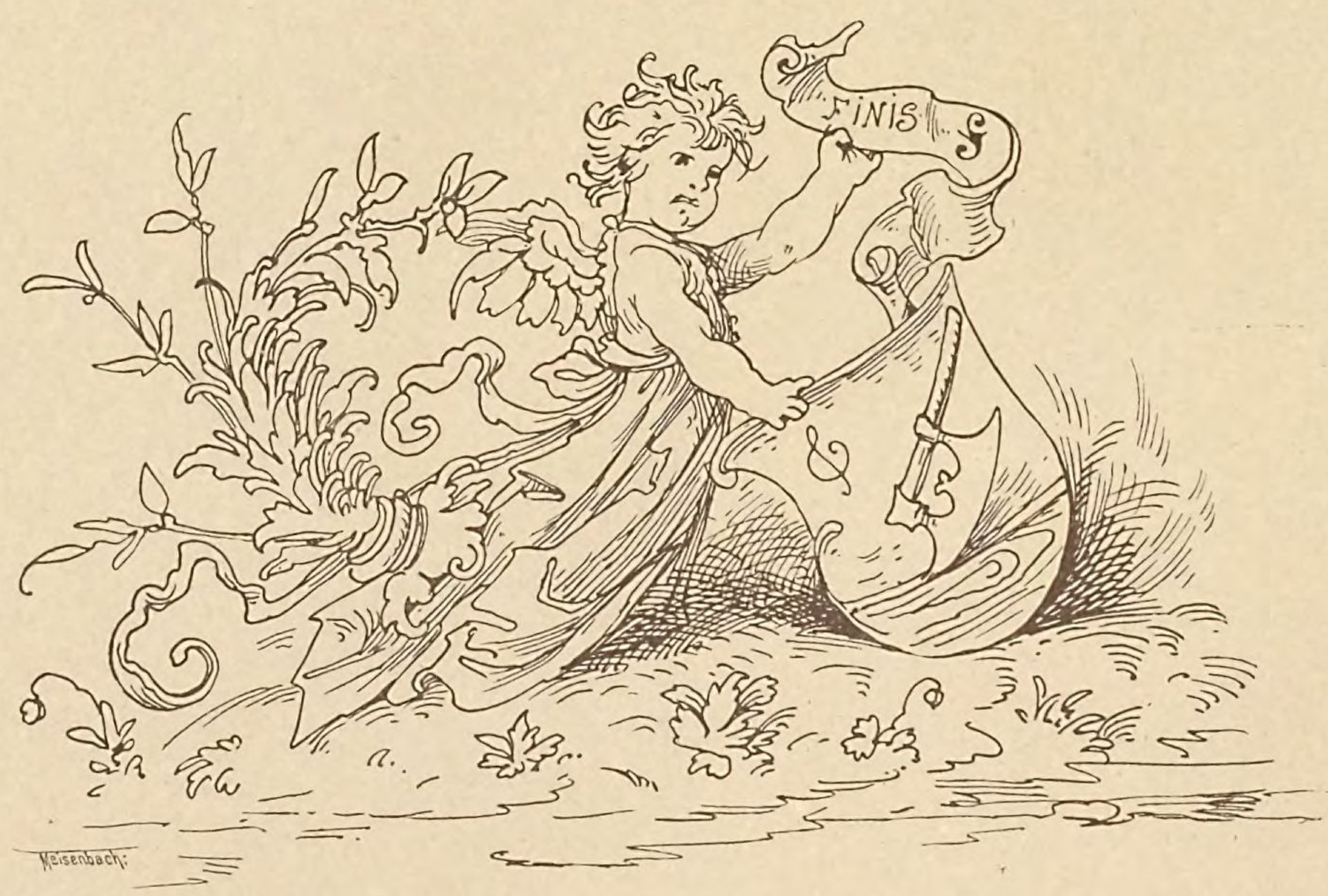
Erdnacht.

Berg' über Berge ragen steiler
Und steiler immer, himmelan,
Aus Vorweltzeit geborst'ne Pfeiler,
Erlosch'ner Flammen Lavabahn.

O wär' die Erde so geblieben,
Und hätt' ein Ach von Wesen nie
Von Wesen, welche fühlen, lieben,
Gestört der Felsen Apathie!



Ein alter Münchener. Von Ernst Gobbel.


FINIS
Meisenbach:

